



Bastian Sick

**Der Dativ
Ist dem
Genitiv
Sein Tod**

Ein Wegweiser durch
den Irrgarten der
deutschen Sprache

Die deutsche Sprache kennt zwar nur vier Fälle, dafür aber über tausend Zwischenfälle. Heißt es Pizzas oder Pizzen? Gewinkt oder gewunken? Wann schreibt man Storys und wann Stories? Hat der Genitiv noch eine Chance – trotz des Dativs und dem Dativ zum Trotz?

Dieses E-book
ist nicht zum
Verkauf
bestimmt

Über das Buch:

Die oder das Nutella – diese Frage hat schon viele Gemüter am Frühstückstisch bewegt. Der, die, das – wieso, weshalb, warum? Ob Nutella nun weiblich oder sächlich ist, ist sicherlich keine Frage auf Leben und Tod, aber eine Antwort hätten wir schon gern. Wir? Ja, wir hilflos Verlorenen im Labyrinth der deutschen Sprache. Wir, die wir unsere liebe Not mit der deutschen Sprache haben. Und leichter, verständlicher oder zumindest nachvollziehbarer ist es nach der Rechtschreibreform auch nicht geworden.

In seinen hinreißend komischen und immer klugen Kolumnen bringt Bastian Sick Licht ins Dunkel der deutschen Sprachregelungen und sortiert den Sprachmüll. Ist der inflationären Verwendung von Bindestrichen noch Einhalt zu gebieten, angesichts von Spar-Plänen und Quoten-Druck? Versinken wir sprachlich gesehen nicht längst im Hagel der Apostrophe, wenn Känguru's plötzlich in den Weiten Australien's leben? Derlei Unsinn scheint nicht mehr aufhaltbar, wenn es nicht dieses Buch gäbe. Darauf zwei Espressis!

Der Autor:

Bastian Sick, Jahrgang 1965, Studium der Geschichtswissenschaft und Romanistik, Tätigkeit als Lektor und Übersetzer; von 1995–1998 Dokumentationsjournalist beim SPIEGEL-Verlag, ab Januar 1999 Mitarbeiter der Redaktion von SPIEGEL ONLINE. Seit Mai 2003 dort Autor der Kolumne »Zwiebelfisch«.

9. Auflage 2004

© 2004 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln und

© SPIEGEL ONLINE GmbH, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagfoto: © ZEFA/joSon

Gesetzt aus der DTL Documenta und der Meta Plus

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindearbeiten: Clausen & Bosse, Leck

ISBN 3-462-03448-0

Bastian Sick

**Der Dativ ist dem Genitiv sein
Tod**

**Ein Wegweiser durch den Irrgarten der
deutschen Sprache**

Kieppenhauer & Witsch

Ein paar Worte vorweg

Willkommen im Todestal des Genitivs! Dieses Buch wird Ihnen als Reiseführer auf einem abenteuerlichen Rundgang durch die Wildnis der deutschen Sprache dienen. Es zeigt Ihnen, wie man sich mit der Machete einen Weg durch widerspenstiges grammatisches Gestrüpp schlagen kann, es führt Sie um syntaktische Fallgruben herum, weist Sie auf orthographischen Treibsand hin und bringt Sie sicher übers stilistische Glatteis.

Lehrbücher über die deutsche Sprache gibt es viele. Aber nur wenige davon werden freiwillig gelesen. Das liegt vermutlich an ihrer Rezeptur: größtmögliche Akribie und pädagogischer Eifer, geringstmöglicher Unterhaltungswert. Dieses Buch ist anders.

Zunächst einmal ist es kein Lehrbuch, allenfalls ein lehrreiches Buch. Sie können es von vorn nach hinten lesen oder von hinten nach vorn oder einfach irgendwo mittendrin anfangen. Die Orientierung verlieren können Sie dabei nicht, denn überall sind Hinweisschilder aufgestellt, die Ihnen helfen, sich im Irrgarten der deutschen Sprache zurechtzufinden.

Dieses Buch versammelt die Artikel der Kolumne »Zwiebelfisch«, die wöchentlich auf SPIEGEL ONLINE erscheint. Im Mai 2003 nahm ich als frisch gebackener Kolumnist die Herausforderung an und zog mit flatternden Fahnen und bunt bemalten Schilden gegen falsches Deutsch und schlechten Stil zu Felde. Da die Rolle des grimmigen Erbsenszählers und desillusionierten Sprachzynikers, der den Untergang des Abendlandes für unausweichlich hält, bereits von zahlreichen anderen Autoren besetzt ist, versuchte ich es als

ironischer Geschichtenerzähler. Meine ersten Attacken galten abgedroschenen Phrasen, unerträglichen Modewörtern, lästigen Anglizismen und Unwörtern aus dem Journalisten- und Politikerjargon. Ein Kampf gegen Windmühlen, daran konnte von Anfang an kein Zweifel bestehen.

Doch mit erstaunlicher Geschwindigkeit verbreiteten sich die kleinen Botschaften des »Zwiebelfischs« im Internet und riefen von Mal zu Mal stärkere Resonanz hervor. Der Don Quichotte fand Tausende Sancho Pansas, die bereit waren, ihm die Lanze zu halten, und die Windmühlen landauf, landab begannen zu zittern.

Längst geht es in meiner Kolumne nicht mehr allein um Fragen des journalistischen Stils. Die wöchentlich steigende Flut von E-Mails mit Anregungen und Fragen zeigte alsbald, dass das Interesse der »Zwiebelfisch«-Leser weit über die kleineren und größeren Unfälle der Nachrichtensprache hinausging. Es richtete sich auf die vielen Zweifelsfälle der deutschen Sprache im Allgemeinen: Wann wird eigentlich noch der Genitiv gebraucht, wie werden englische Verben im Deutschen konjugiert, wo setzt man ein Fugen-s und wo nicht, wie lautet der Plural von diesem oder jenem Fremdwort, was verbirgt sich hinter dieser oder jener Redewendung?

Das Bedürfnis nach Aufklärung und Klarstellung ist immens. Das liegt aber keinesfalls daran, dass das Volk der Dichter und Denker geistig auf den Hund gekommen wäre, auch wenn PISA und das sprachliche Niveau in den Krawalltalkshows der privaten Fernsehsender einen solchen Schluss nahe legen. In Wahrheit ist unsere Schulbildung immer noch besser als ihr Ruf, und viele der Fehler, die heute gemacht werden, sind gar nicht neu, sondern haben schon frühere Generationen geplagt.

Die große Verunsicherung darüber, was richtiges und gutes Deutsch ist, hat viele verschiedene Ursachen. Eine lautet, dass wir, egal ob Nord- oder Süddeutsche, Rheinländer oder Sachsen, Österreicher oder Schweizer, allesamt Dialektsprecher sind. Die meisten Dialekte greifen nicht nur in die Aussprache ein, sondern auch in die Grammatik, und jede Mundart hat ihr eigenes Vokabular.

Im Zuge der Wiedervereinigung waren Millionen Ostdeutsche gezwungen, sich mit einer Sprache auseinander zu setzen, die sie so bisher nicht kannten. Das von Amerikanismen und modischen Blähwörtern durchsetzte Deutsch der Westdeutschen war den Einwohnern der neuen Bundesländer in vielerlei Hinsicht genauso unverständlich wie das für sie neue Steuer- und Versicherungssystem.

Eine rapide Zunahme der Verunsicherung ergab sich auch aus der Rechtschreibreform, deren Urheber eigentlich vieles einfacher und logischer machen wollten. Seitdem ist Deutschland ein Jammertal, durch das orientierungslose Wanderer zwischen alter und neuer Orthographie verwirrt umhergeistern.

Dabei haben die meisten von uns im Grunde ein völlig intaktes Sprachgefühl und wissen, an welcher Stelle sie welches Wort zu gebrauchen haben und wie es geschrieben wird. Aber Werbesprache, unverständliches Politiker-deutsch und leider auch bisweilen schlechter Journalismus werfen immer wieder neue Fragen auf und schaffen Verwirrung: Ist »Deutschlands meiste Kreditkarte« richtig gesteigert? Warum wird auf Schildern plötzlich jedes »s« apostrophiert: »Für Sie unterwegs's«, »nächste Ausfahrt recht's«? Muss man ein

Wort wie Anti-Terror-Kampf mit Bindestrichen schreiben, ist Antiterrorkampf womöglich falsch?

Heißt es wirklich »im Sommer diesen Jahres« und nicht »dieses Jahres«? Kann etwas, das sinnvoll ist, »Sinn machen«? Wenn es anscheinend einen Unterschied zwischen »scheinbar« und »anscheinend« gibt, warum kennt ihn dann scheinbar niemand? All dies sind Fragen, denen dieses Buch auf den Grund geht.

Wie wird man eigentlich Sprachpfleger, werde ich manchmal gefragt. Muss man dafür Germanist sein? Nein, das muss man nicht. Ich zum Beispiel habe Geschichte und Französisch studiert und bin über Umwege zum Kolumnenschreiben gekommen. Aber die Geheimnisse der deutschen Sprache haben mich fasziniert, seit ich sprechen kann. Meine Lektorin meinte einmal verschmitzt, Sprachpflege sei etwas für kleine Jungen, die gerne Tabellen anlegen. Ich fühlte mich ein bisschen ertappt, weil ich tatsächlich Tabellen für sehr nützlich halte (wie diesem Buch unschwer anzusehen ist). Aber es ging mir nie darum, Sprache in Tabellen zu pressen. Denn wer sich genauer mit Sprache auseinander setzt, der gelangt sehr bald zu folgender Erkenntnis: Eine lebende Sprache lässt sich nicht auf ein immergültiges, fest zementiertes Regelwerk reduzieren. Sie ist in ständigem Wandel und passt sich veränderten Bedingungen und neuen Einflüssen an. Darüber hinaus gibt es oft mehr als eine mögliche Form. Wer nur die Kriterien richtig oder falsch kennt, stößt schnell an seine Grenzen, denn in vielen Fällen gilt sowohl das eine als auch das andere.

Daher kann und will ich mir auch nicht anmaßen, in diesem Buch absolute Wahrheiten zu verkünden. Meine Texte sprechen allenfalls Empfehlungen aus. Die muss

nicht jeder teilen, manchmal weichen sie sogar von dem ab, was in einigen Grammatikwerken steht. Wenn ich mich mit einer gedankenlosen Sprachmode auseinander setze, bedeutet dies nicht gleich, dass ich ihre vollständige Abschaffung verlange. Mir geht es vor allem darum, das sprachliche Bewusstsein zu schärfen und meine Leser zu ermutigen, nicht alles widerspruchslos hinzunehmen, was ihnen an bizarren Formulierungen in den Medien, in der Werbung, in der Politik, im Geschäfts- und Amtsdeutsch geboten wird.

Zuletzt muss natürlich noch eine Frage beantwortet werden, die sich jeder stellt, der das Wort »Zwiebelfisch« zum ersten Mal hört oder liest: Was bedeutet dieser seltsame Name, woher stammt er, und was hat er mit deutscher Sprache zu tun?

Laut Lexikon ist der Zwiebelfisch zunächst mal tatsächlich ein Fisch, Anglern besser bekannt als Ukelei, aus der Familie der Karpfenfische, wissenschaftliche Bezeichnung *Alburnus alburnus*. Er gilt als »geselliger Oberflächenfisch« und ist in stehenden und nicht zu stark strömenden Gewässern nördlich der Alpen zu finden. Derartige Eigenschaften (gesellig, oberflächlich, strömungsscheu) ließen ihn nur bedingt als Paten für eine Kolumne geeignet erscheinen, die sich anschickte, in die Tiefen der deutschen Sprachniederungen hinabzutauchen.

Doch das Wort hat noch eine zweite Bedeutung: Im Buch- und Zeitungsdruck bezeichnet »Zwiebelfisch« einen Buchstaben innerhalb eines Wortes, der (versehentlich) in einer falschen Schriftart gesetzt wurde. Irgendjemand hatte mal die Assoziation, dass ein Haufen durcheinander geratener Schrifttypen wie ein Schwarm Zwiebelfische aussähe. Da die Setzersprache bildhafte Ausdrücke sehr schätzt (man denke an »Hurenkind« und »Schusterjunge«), hat sich der »Zwiebelfisch« als Bezeichnung für falsch gesetzte Lettern etabliert. Und da

diese Kolumne es sich zur Aufgabe gemacht hat, »falsch gesetzte« Wörter in deutschen Texten aufzuspießen, also »Zwiebelfische« im übertragenen Sinn, schwamm ihr der Name buchstäblich zu.

Die Idee, den Begriff »Zwiebelfisch« aus der Schriftsetzersprache auf einen weiter gefassten sprachlichen Kontext zu übertragen, ist allerdings nicht ganz neu. Bereits von 1910 bis 1934 gab es eine bibliophile Zeitschrift für Literatur und Kunst dieses Namens; die im Münchner Hyperion-Verlag erschien. Heute ziert der Name »Zwiebelfisch« einen kleinen Buchverlag in Berlin, ein Magazin für Gestaltung von der Freien Hochschule für Graphik-Design in Freiburg, eine seit über 30 Jahren bestehende Kneipe in Berlin-Charlottenburg sowie etliche Kochrezepte, in denen Fischfilet und jede Menge Gemüsezwiebeln eine Rolle spielen. Und schließlich auch diese sprachpflegerische Kolumne, die schaurige, traurige, unsägliche, unerträgliche, abgehobene und verschrobene Erscheinungen der deutschen Sprachkultur unter die Lupe und aufs Korn nimmt.

Bastian Sick
Hamburg, im August 2004

Begleiten Sie den »Zwiebelfisch« auf seinen wöchentlichen Streifzügen im Internet: <http://www.spiegel.de/zwiebelfisch>

Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod

Nicht nur die SPD hat es in Bayern schwer. Auch der Genitiv wird nicht ernst genommen. Freilich ist es das gute Recht eines jeden Volksstammes, sich außer seiner Regierung auch seine eigene Grammatik zu wählen. Bedenklich wird es erst, wenn »wegen dem« Dialekt die Hochsprache verflacht. Ein Traktat zugunsten des zweiten Falles.

»Wegen dir«, sang die bayerische Sängerin Nicki 1986. Das Lied war damals ein großer Erfolg und erlangte Bekanntheit weit über die Grenzen Bayerns hinaus. Ein deutscher Schlager, der nicht auf Hochdeutsch getextet war. Die Bayern, das weiß man, haben's net so mit dem Wes-Fall (Woos is des?), sie lieben den Dativ wie das Weißbier und die Blasmusik. Daher verzieh man der Sängerin auch gerne den dritten Kasus im Zusammenhang mit dem Wörtchen »wegen«.

Als müsse er diesem genitivfeindlichen Tiefschlag etwas entgegenhalten, brachte im selben Jahr der Österreicher Udo Jürgens eine Platte mit ähnlich klingendem Titel heraus: »Deinetwegen« hieß das Album, und es wurde ein großer Erfolg weit über die Grenzen Österreichs hinaus. Zum Glück: So wurden die Radiohörer im deutschsprachigen Raum daran erinnert, dass man in Bayern »wegen dir« sagen kann, dass die richtige Form aber »deinetwegen« lautet. Denn was Udo Jürgens singt, ist immer bestes Hoch-deutsch. Ein Jahr lang ging er mit »Deinetwegen« auf Tournee, ein beispielloser Kreuzzug für die Rettung des Genitivs.

Die Wirkung indes blieb begrenzt; in den neunziger Jahren erschienen immer mehr Lieder und CDs, die »Wegen dir« im Titel führten. Und hier war der dritte

Fall nicht mehr mit Dialekt zu entschuldigen; denn die Sänger artikulierten sich in Hochdeutsch, beziehungsweise in etwas, das sie dafür hielten. Im Sängerkrieg der Schlagerbarden ist der Genitiv unterlegen. Muss man ihn unter Artenschutz stellen? Einen Verein zu seiner Rettung ins Leben rufen?

In deutschen Grammatikwerken ist nachzulesen, dass hinter »wegen« in besonderen Fällen der Dativ stehen kann. Ein solcher besonderer Fall ist gegeben, wenn die Präposition vor einem »unbekleideten« Nomen steht, also einem Hauptwort, das weder Artikel noch Attribut mit sich führt: »Wegen Umbau geschlossen« – das ist erlaubt, es muss nicht »wegen Umbaus« heißen. Ist das Hauptwort jedoch »bekleidet«, bleibt der Genitiv die bessere Wahl: »wegen des Umbaus«, »wegen kompletten Umbaus«. Dennoch hört man immer häufiger »wegen dem« statt »wegen des«. Auch hinter »laut« scheint sich der Dativ durchgesetzt zu haben. Immer seltener hört man »laut eines Berichts« und immer häufiger dafür »laut einem Bericht«.

Führt der Genitiv nur noch verzweifelte Rückzugsgefechte? Ganz so gefährdet, wie es auf den ersten Blick aussieht, ist der zweite Fall in Wahrheit nicht. Er versteht es durchaus, sich zu wehren, und macht sogar Anstalten, fremdes Terrain zu erobern. Immer wieder tauchen Fälle auf, in denen hinter Präpositionen, die den Dativ erfordern, plötzlich ein Genitiv zu finden ist: »gemäß des Protokolls«, »entsprechend Ihrer Anweisungen«, »entgegen des guten Vorsatzes«, »nahe des Industriegebietes«. Dies geht so weit, --dass sich die Grammatikwerke bemüht fühlen, diese Präpositionen mit dem ausdrücklichen Hinweis zu versehen, dass ihnen NICHT der Genitiv folge, sondern der Dativ.

Im Falle der Präposition »trotz« ist dem Genitiv die feindliche Übernahme gelungen: Standardsprachlich wird heute hinter »trotz« der Wes-Fall verwendet. Dass dies nicht immer so war, beweisen Wörter wie »trotzdem« und »trotz allem«. In Süddeutschland, Österreich und der Schweiz wird »trotz« weiterhin mit dem Dativ verbunden. Nicki würde auf Bayerisch singen: »Trotz dem damischen Zwiebelfisch« und Udo Jürgens auf Hochdeutsch kontern: »Trotz des nervigen Zwiebelfisch(e)s«.

Der Dativ ist des Genitivs Freund und Gehilfe. Er springt zum Beispiel dann ein, wenn es gilt, einen doppelten Genitiv zu vermeiden (»laut dem Bericht des Ministers« statt »laut des Berichts des Ministers«), und wenn im Plural der Genitiv nicht erkennbar ist (»wegen Geschäften« statt »wegen Geschäfte«).

angesichts	mit Genitiv	angesichts des dichten Verkehrs; angesichts vieler neuer Probleme
aufgrund / auf Grund	mit Genitiv	aufgrund schlechten Wetters; aufgrund falscher Vorhersagen; aufgrund seines Geständnisses
aufgrund von / auf Grund von	mit Dativ	aufgrund von schlechtem Wetter; aufgrund von Zeugenaussagen
dank	mit Genitiv	dank seines guten Rufs
einschließlich (vor bekleidetem Hauptwort)	mit Genitiv	einschließlich seines Vermögens; einschließlich des Portos
einschließlich (vor unbekleidetem Hauptwort)	mit Genitiv / mit Dativ	einschließlich Portos / einschließlich Porto
entgegen	mit Dativ	entgegen anders lautenden Behauptungen; entgegen seinem Wunsch

entsprechend	mit Dativ	entsprechend seinen Angaben; entsprechend dem Gesetz
gemäß	mit Dativ	gemäß dem Gesetz; dem Alter gemäß
infolge	mit Genitiv	infolge des letzten Krieges; infolge (des) schlechten Wetters
infolge von	mit Dativ	infolge von Krieg und Hungersnot
innerhalb / außerhalb	mit Genitiv	innerhalb des Geländes; außerhalb der Öffnungszeiten
kraft	mit Genitiv	kraft seines Amtes; kraft des ihm verliehenen Titels
laut (vor bekleidetem Hauptwort)	mit Genitiv	laut eines Zeitungsberichtes; laut seines Befehls
laut (vor unbekleidetem Hauptwort)	mit Dativ	laut Zeitungsbericht; laut Befehl
mittels	mit Genitiv	mittels eines Zauberspruchs; mittels vieler kleiner Schritte
nahe	mit Dativ	nahe dem Dorf; nahe dem Fluss; ein Grundstück nahe dem Flugplatz
namens	mit Genitiv	namens ihres Vaters; namens des Vereins
seitens	mit Genitiv	seitens seiner Eltern; seitens des Publikums
statt	mit Genitiv	statt des Vaters kam der Sohn; statt der Frau öffnete ihm das Kind
trotz (vor bekleidetem Hauptwort)	mit Genitiv	trotz des schlechten Wetters; trotz deiner gut gemeinten Worte
trotz (vor unbekleidetem Hauptwort)	mit Genitiv / mit Dativ	trotz Regen(s); trotz Stau(s)

unweit	mit Genitiv	unweit des Dorfes; unweit des Flusses; ein Platz unweit des Eingangs
während	mit Genitiv	während des Krieges; während seines zweiten Besuchs
wegen (vor bekleidetem Hauptwort)	mit Genitiv	wegen des schlechten Wetters verschoben; wegen ausbleibender Gäste geschlossen
wegen (vor unbekleidetem Hauptwort)	mit Genitiv / mit Dativ	wegen Mord(es) angeklagt; wegen Umbau(s) geschlossen
zufolge (vorangestellt) (selten)	mit Genitiv	zufolge des Berichtes; zufolge seiner Freunde
zufolge (nachgestellt)	mit Dativ	dem Bericht zufolge; seinen Freunden zufolge

Krieg der Geschlechter

Die oder das Nutella – diese Frage hat schon Tausende Gemüter am Frühstückstisch bewegt. Seit Generationen wird in Wohnküchen debattiert, gezankt und gestritten. Der, die, das– wieso, weshalb, warum – welchen Artikel haben Markenartikel?

Am Morgen sitzt das junge Paar am Frühstückstisch. Er rührt — noch reichlich unausgeschlafen — in seinem (deutschen!) Kaffee und liest, nur um sich nicht unterhalten zu müssen, in einem drei Wochen alten Magazin. Sie schmiert sich ordentlich Butter aufs Brötchen, streift sich kontrollierend über die Problemzonen in der Hüftgegend und sagt dann zu ihm: » Kannst du mir mal die Nutella rüberreichen?« Und als hätte er nur darauf gewartet, kommt es wie aus der Pistole geschossen: »Du meinst ja wohl das Nutella.« — »Nein«, stellt sie richtig, »ich meine die Nutella! «— »Produktnamen sind grundsätzlich sächlich«, behauptet er. »Wie kommst du denn darauf?«, fragt sie fassungslos, »es heißt doch schließlich die Haselnusscreme! !« — Es heißt aber trotzdem das Nutella. Glaub mir, Schatz, isso!«

»Isso« ist die Kurzform für »Ich schrei sonst« und bedeutet sinngemäß: »Weitere Argumente fallen mir im Moment nicht ein.« Damit ist das Thema jedoch noch lange nicht vom Tisch.

Die oder das Nutella — diese Frage hat schon zu manch hitziger Debatte geführt. Weiblich oder sächlich, aber ganz bestimmt nicht nebensächlich. Intakte Wohngemeinschaften sind sich deswegen urplötzlich in die Haare geraten, glückliche Beziehungen sind daran zerbrochen; kaum ein Scheidungsanwalt, der nicht schon

einen »Nutella«-Fall gehabt hätte. Eine definitive Lösung des Problems ist bis heute nicht

in Sicht. Eines steht fest: So einfach, wie es sich der Mann mit seiner Erklärung gemacht hat, ist es nicht.

Nach dem Frühstück springt er unter die Dusche, anschließend stylt er sich die Haare und cremt sich mit seiner Lieblings-»Looschn« ein. »Schatz, die Nivea ist alle«, ruft er in männertypischer Hilflosigkeit, »haben wir noch irgendwo eine neue?« Sie spielt die Überraschte: »Die Nivea? Hast du nicht eben behauptet, Produktnamen seien prinzipiell sächlich?« – »Du, ich hab's leider eilig und absolut keinen Nerv auf deine Spielchen. Also wo ist die Nivea?« – »Im Unterschrank – wo auch das Colgate und das Always stehen!«, erwidert sie gelassen.

Der Punkt geht an sie. Um das Geschlecht eines Produktnamens bestimmen zu können, muss man sich Klarheit darüber verschaffen, was das Produkt darstellt. Namen wie Colgate, Blendamed, Sensodyne, Elmex und Dentagard sind weiblich, weil sie für die weiblichen Begriffe Zahnpasta und Zahncreme stehen.

Ariel, Omo, Dash, Persil und Lenor hingegen sind sächlich, weil es das Waschmittel heißt. Bifi ist weiblich, weil man an die Salami denken soll, Labello ist männlich, weil es der Lippenstift heißt, Tempo und Kleenex sind sächlich, weil dahinter das Papiertaschentuch steckt.

Ausnahmen bilden gelegentlich solche Produktnamen, die sich aus bekannten Hauptwörtern zusammensetzen: der Weiße Riese (obwohl das Waschmittel), der General (obwohl das Putzmittel), der Flutschfinger (obwohl das Speiseeis). Doch auch diese Ausnahmeregel gilt nicht immer: Bei einigen

Markennamen ist das dahinter stehende Produkt einfach zu mächtig, es dominiert selbst dann noch das Geschlecht des Namens, wenn dieser sein eigenes Geschlecht hat.

Dies ist zum Beispiel bei Bieren der Fall. Die sind immer sächlich, selbst wenn sie » König« (»Das König unter den Bieren«) oder »Urquell« heißen. Ähnliches gilt für Automarken und -modelle. Sie sind fast immer männlich*, auch wenn der Rasensport das Golf und die spanische Feier die Fiesta heißt – als Markennamen haben diese Hauptwörter gegen die Übermacht des männlichen Wortes »Wagen« keine Chance. Unsere Nachbarn, die Franzosen, verfahren übrigens nach dem gleichen Prinzip: Bei ihnen sind alle Automarken weiblich (la DS, la Peugeot, la Volkswagönn), weil es la voiture heißt.

Somit findet man in der deutschen Sprache sowohl das Astra (Bier) als auch den Astra (Auto). Wer Astra trinkt und Astra fährt, kann Sterne sehen, denn »astra« ist der Plural des lateinischen Wortes »astrum«, und das bedeutet» Stern«. Auch Zigarettenmarken sind durchgehend gleichen Geschlechts, nämlich weiblich, daran vermögen weder das Kamel noch der Prinz etwas zu ändern.

Medikamente sind – als Heilmittel oder Packung gesehen – sächlich: das Aspirin, das Viagra. Wenn jedoch eine einzelne Pille gemeint ist, kann es durchaus auch die Aspirin oder die Viagra heißen.

* Abgesehen von Isetta, DS, Corvette und einigen Cabrios.

In grammatischer Hinsicht ist die Haselnuss eine ziemlich harte Nuss – nicht nur als Creme, sondern auch zwischen Waffeln: Heißt es das oder die Hanuta? Man mag argumentieren, dass Hanuta die Abkürzung für HAselNUssTAFel sei – und dass die Tafel ja nun unbestreitbar weiblich sei. Doch wer weiß denn schon, dass der Name Hanuta ein Akronym** ist? Wenn Hanuta weiblich ist, weil »Tafel« weiblich ist, dann müsste eigentlich auch Duplo weiblich sein; denn werben die Hersteller nicht mit dem Slogan, dass es sich um eine Praline handelt? Eine besonders lange sogar?

Trotzdem sind Schokoriegel in der Regel sächlichen Geschlechts: Kitkat, Mars, Bounty, Snickers, Milky Way, Twix wann immer man sie mit Artikel nennt, so ist es »das«. Obwohl es doch der Schokoriegel heißt. Aber Mars, Bounty und Co. gibt es schon länger, als es das Wort »Schokoriegel« gibt. Früher sagte man dazu noch »Süßigkeiten« oder »Naschwerk«. Eine sprachwissenschaftlich fundierte Begründung, warum Schokoriegel immer sächlich sind, hat der Verfasser dieses Textes momentan nicht zur Hand. Daher bedient er sich des ultimativen Arguments: Isso! Und damit zurück zur Anfangsfrage:

Bei Ferrero, dem Hersteller von Nutella, hat man die Frage nach dem Geschlecht des Markennamens natürlich schon oft gehört. Auf der firmeneigenen Homepage gibt es daher einen erklärenden Eintrag, der den Kunden allerdings auch nicht vollständig befriedigen kann: »Nutella ist ein im Markenregister eingetragenes Phantasiewort«, heißt es dort, »das sich einer genauen femininen, maskulinen oder sächlichen Zuordnung entzieht.«

** Akronym = Initialwort; so steht zum Beispiel »Haribo« für Hans Riegel, Bonn, und »Hakle« für Hans Klenk.

Manchmal ist eben einfach Phantasie gefragt – nicht nur bei der Suche nach neuen Namen, sondern auch bei der Suche nach einem passenden Geschlecht – oder einer Möglichkeit, die Geschlechterfrage zu umgehen: »Schatz, reich mir doch bitte mal das Nutella-Glas rüber!«

Die reinste Puromanie

Sie wollen Action, Spannung, Erotik, Leidenschaft? Was immer Ihr Herz begehrt, Sie sollen es bekommen — und zwar pur. In anderer Form werden diese Artikel heute auch gar nicht mehr angeboten.

Wer sich auf die Suche nach Entspannung begibt, dem wird in Anzeigen, Katalogen, im Fernsehen und auf Internetseiten jede Menge davon versprochen, zu unterschiedlichsten Preisen und von unterschiedlichster Art und Weise. Doch eines haben alle Angebote gemein: Sie verheißen »Entspannung pur«.

Dieselbe Feststellung macht, wer das Abenteuer sucht: Ob beim Bergwandern in den Pyrenäen, beim Kanufahren auf der Müritz, selbst beim virtuellen Rundgang im Cyberspace – stets versprechen die Veranstalter »Erlebnis pur«. Wer einen Afrikaurlaub plant, der kann »Afrika pur erleben«. Wer lieber mit einem nostalgischen Zug durch heimische Gefilde dampfen mag, den erwartet »Bahnspaß pur«. Niemand muss auf »pur« verzichten. Wer gar nicht verreisen will, wer also »zu Hause pur erleben« will, für den halten die Fernsehmacher allabendlich »Action pur«, »Unterhaltung pur«, »Romantik pur« und – zu späterer Stunde – »Erotik pur« bereit. Die Puromanie hat die Werbesprache fest im Griff. Was immer angepriesen wird, erhält den Nachsatz »pur«. Darauf gibt's Garantie pur.

Selbst die Schrecknisse dieser Welt findet man derart fragwürdig verschönt: Hass pur, Horror pur, Verbrechen pur. Früher unterschied man zwischen Optimisten, die die Zukunft in Rosarot sahen, und Pessimisten, die vorzugsweise schwarz sahen. Heute gibt es anscheinend

nur noch Puristen, die alles in Purpur sehen. Der Film »Apocalypse now« würde in diesen Zeiten von einem deutschen Verleih vermutlich unter dem Titel »Apocalypse pur« in die Kinos gebracht.

Ob die fünf Musiker aus Bietigheim angesichts des inflationären »pur«-Gebrauchs ihre Band heute noch so genannt hätten? Als sie sich 1986 den Namen »Pur« gaben, war das Wort noch unverbraucht und halbwegs originell. Heute geht »Pur« im purpurnen Einerlei unter. Sucht man die Band im Internet, so muss man schon etwas Geduld aufbringen, um im Wildwuchs zwischen Literatur pur, Popkultur pur, Natur pur Pur pur zu entdecken.

Bemerkenswert ist, was hier mit der Syntax geschieht: Das Attribut wird dem Hauptwort nachgestellt, ein in der deutschen Sprache eher ungewöhnlicher Vorgang, denn normalerweise steht das Attribut vor dem Hauptwort. Doch in der Reklamesprache setzt man sich über Grammatikregeln gern hinweg und verbiegt die natürliche Syntax, um Aufmerksamkeit zu erregen. So hat man den Kunden schon früher »Bargeld sofort«, »Spargel satt«, »Kühlschränke neu«, »Urlaub mediterran« und »Telefonieren kostenlos« versprochen. Und vor dem sagenhaften Aufstieg des Adjektivs »pur« gab es das alles schon einmal mit »total«: Spannung total, Liebe total, Fußball total. Diese Form der Anpreisung hat sich über die Jahre gründlich abgenutzt, da kam den Werbestrategen das Wörtchen »pur« gerade recht.

Dabei ist »pur« gar nicht mal neu. Das Adjektiv, dem lateinischen »purus« entlehnt, gelangte bereits im 14. Jahrhundert in die deutsche Sprache und wirkte an der Entstehung von Begriffen wie Püree und Puritanismus

mit. Über lange Zeit hatte »pur« im deutschen Sprachtheater ein Engagement als

Zweitbesetzung für das Adjektiv »rein«. Wer »reines Gold« durch einen Latinismus noch weiter veredeln wollte, konnte dies tun, indem er von »purem Gold« sprach. Auch purer Luxus und purer Genuss wurden immer gern beschrieben und angepriesen. Mittlerweile gibt es sie nur noch als »Luxus pur« und »Genuss pur«.

In einer Kunstform wie der Reklamesprache ist so etwas möglich. Man sollte es sich allerdings gut überlegen, ehe man sich die Werbung zum Vorbild für seine Alltagssprache macht:

»Du Schatz, es wird heute wieder später«, sagt der geplagte Ehemann am Telefon, »hier ist mal wieder Hektik pur!« – »Du Armer«, seufzt sie verständnisvoll, »aber mach dir keine Sorgen um mich, ich bin nachher noch mit einer Schulfreundin verabredet, die ich heute in der Stadt getroffen habe: Zufall pur!« – »Sonst alles klar zu Haus?« – »Jonas ist heute vom Klettergerüst gefallen, aber ihm ist nichts passiert.« – »Wer hat ihn denn da raufgelassen? Das war ja Leichtsinn pur!« – »Beim nächsten Mal ist er vorsichtiger. Du weißt doch: Nichts macht klüger als Erfahrung pur!«

Dem halbwegs sprachsensiblen Konsumenten stößt das Adjektiv »pur« aufgrund seiner Häufung inzwischen sauer auf. Man kann nur hoffen, dass der pure Überfluss bald in irgendeinem Abwasserkanal versickert. Und zwar bevor das Beispiel der Attribut-Umstellung weiter Schule macht. Was würde aus dem normalen Alltag, dem perfekten Moment, den losen Gedanken? Alltag normal, Moment perfekt, Gedanken los? Wird die unterhaltsame und lehrreiche Sendung »Genial daneben« eines Tages

»Daneben genial« heißen? Das wäre der reinste Wahnsinn. Um nicht zu sagen: Wahnsinn pur.

Abschied von Lila-Grün

Sie glauben, Sie kennen sich aus mit den Farben in der Politik? Rot für links, Schwarz für rechts, dazwischen und daneben Gelb, Grün, Dunkelrot, Blassrosa, Taubengrau und Igittibraun — aber wofür bitte schön steht Blau, und was kommt raus, wenn man die Farben mischt? Werfen wir doch mal einen Blick zu unseren Nachbarn im Westen.

Was dem Hobby-Soziologen die Schubladen, das sind dem Amateur-Politologen die Farbtöpfe. Wann immer der Name einer Partei ins Spiel kommt, wird flugs zum Pinsel gegriffen und das erwähnte Lager mit einem knalligen Anstrich versehen: Rot, Gelb, Schwarz, Grün, Grau, bunt - was die Palette hergibt. Es ist wie mit den Brandzeichen bei Rindern: Keine Gruppierung, Absplitterung, Vereinigung oder Bewegung, die ohne Farbmarkierung frei herumlaufen dürfte. Da entstünde ja das völlige Chaos, und niemand würde sich mehr zurechtfinden.

Farben schaffen Klarheit. Sie sind Erkennungszeichen, Signal und Synonym. Die Kommunisten haben den Anfang gemacht, sie wählten die Farbe Rot, weil die so schön kämpferisch und leidenschaftlich wirkt, die Konservativen wurden schwarz, weil dies die Farbe der Kirche war, die Ökos tarnten sich mit dem Grün des Waldes, und wer von den Liberalen spricht, hat meistens die Farbe Gelb im Kopf. Diese ist schön grell und knallig, historisch betrachtet aber nicht eben positiv besetzt: Gelb galt lange Zeit als »Schandfarbe« und wurde Juden, Dirnen und Ketzern aufgezwungen. Vielleicht haben die Liberalen das Gelb

aber auch von den Kirgisen, denn bei denen ist es die Farbe der Trauer und der Gedankenversunkenheit. Und traurig war in den letzten Jahren schließlich so manches Wahlergebnis der Liberalen, was genügend Grund zu Grübeleien gab. Doch außerhalb Deutschlands sind Liberale oft alles andere als gelb - nämlich blau. So zum Beispiel in den Niederlanden und in Belgien. Darum trägt die FDP zusätzlich zur Farbe Gelb auch noch Blau, gewissermaßen als Untertitel, damit sie auch im Ausland verstanden wird.

In Belgien haben im Mai 2003 die Liberalen und die Sozialdemokraten die Parlamentswahlen gewonnen. Prompt schrieb ein deutscher Redakteur von einem »Wahlsieg für Gelb-Rot«. Nur sind die belgischen Liberalen eben nicht gelb, sondern blau, aber wer könnte sich hier zu Lande auch schon etwas unter einer blau-roten Koalition vorstellen? Vielleicht ist der schnelle Griff zum Farbtopf doch nicht immer ganz so empfehlenswert. Wer die Parteienlandschaft unserer westlichen Nachbarn mit Hilfe von Farben erklären will, muss sich nämlich in der Farbenlehre auskennen.

Wim Kok, von 1994 bis 2002 Ministerpräsident der Niederlande, führte eine sozialliberale Koalition an. Die Niederländer nannten sie aber nicht rot-blau, sondern mischten die beiden Farben kurzerhand zusammen. Und Rot und Blau ergibt? Richtig: Violett. So wurde Koks Kabinett »Paars« genannt, das niederländische Wort für Violett.

Vor der Wahl hatten die Belgier sogar eine Dreierfarbkombi aus Blau, Rot und Grün, verkürzt »Paars-Groen«, »Lila-Grün«, genannt. Wieder einmal zeigt das alte Europa, dass es vielfältiger ist als die USA,

wo das Farbspektrum vom amtierenden Präsidenten auf Schwarz und Weiß reduziert worden ist.

In Großbritannien, dem Land, in dem bekanntlich vieles, wenn nicht gar alles verkehrt herum funktioniert, bedeuten auch die Farben etwas anderes: Blau steht dort für die Konservativen, und die sozialliberale Koalition der Schotten ist rot-rot-gelb, da die Liberalen die Farben Rot und Gelb tragen. Gelb als Solofarbe ist schon von den schottischen Nationalisten besetzt, und wer im Vereinten Königreich von »Rot-Grün« spricht, der hat womöglich nicht Sozis und Ökos, sondern die walisischen Nationalisten im Sinn.

Wer im europäischen rot-gelb-grün-lila-blauen Durcheinander den Überblick zu verlieren droht, der ist möglicherweise besser beraten, den Pinsel aus der Hand zu legen und die Parteien einfach bei ihrem Namen zu nennen.

Deutschland, deine Apostroph's

Über dem hölzernen Kahn prangte in grellen Neonbuchstaben der Schriftzug »Noah's Arche«. Und sie kamen alle: Petra's Hamster, Susi's Meerschweinchen, Indien's Elefanten, Australien's Känguru's, selbst Marabu's und Kolibri's. Sie flohen vor dem alles verheeren-den Häk'chen-Hagel. Doch es war zu spät: Die Welt versank, und übrig blieb am Ende – nicht's.

Zähneknirschend nahm man es hin, dass im trüben Fahrwasser der Rechtschreibreform mit einem Mal »Helga's Hähncheneck« und »Rudi's Bierschwemme« höchste Weihen erhielten und offiziell sanktioniert wurden. Der von vielen gescholtene so genannte Deppen-Apostroph war über Nacht salonfähig geworden. Nun ja, vielleicht noch nicht salonfähig, aber zumindest imbissbudenfähig. Wenn Oma morgens ihr kleines Restaurant aufschließt und die Beleuchtung einschaltet, braucht sie sich nicht mehr zu schämen, dass draußen die mondäne Aufschrift »Oma's Küche« prunkt. Stolz erhobenen Hauptes kann sie sagen: »Was habt ihr denn? Ist doch richtig so! Steht sogar im Duden's! «

Tatsächlich: Dort – wie auch in anderen Standardwerken zur deutschen Sprache – heißt es in Übereinstimmung mit den neuen amtlichen Regeln: »Gelegentlich wird das Genitiv-s zur Verdeutlichung der Grundform des Namens auch durch einen Apostroph abgesetzt.«

Man beachte die Wortwahl: gelegentlich. Das klingt wie: »Einige können es eben nicht lassen.« Und um sein Unwohlsein noch deutlicher zum Ausdruck zu bringen,

fügt der Duden fast trotzig an: »Normalerweise wird vor einem Genitiv-s kein Apostroph gesetzt.«

Ach ja, die gute alte Normalität! – als »Clarissa's Hairstudio « noch »Frisörsalon Lötze« hieß –, wo ist sie hin?

»Man sieht sich immer zweimal!«, weissagte der sächsische Genitiv nicht ohne Häme, als er sich anschickte, im Gefolge der Angeln und Sachsen nach Britannien auszuwandern. Er sollte Recht behalten. Er kehrte zurück – und wie! Doch kurioserweise nicht aus dem Westen (wo man allgemein den Ursprung aller Anglizismen vermutet), sondern aus dem Osten. Denn im Verbund mit D-Mark und Marktwirtschaft wurde nach der Wende in Ostdeutschland auch der Apostroph eingeführt. Keine Geschäftseröffnung, kein neues Ladenschild ohne das obligatorische Häkchen. Die Apostroph-Euphorie schwappte in den Westen zurück und schwappt seitdem gesamtdeutsch hin und her, vorzugsweise in den seichten Niederungen des »Internet's«.

»Seither hat sich dieser Genitiv, der bis dahin bei Beck's Bier und ein paar vergleichbaren Labels ein leise belächeltes Exotendasein geführt hatte, wie die schwarzen Blättern aus-gebreitet«, stöhnte die »Süddeutsche Zeitung« in einem »Streiflicht« im Jahre 1998.

Nun, es scheint, als müssten wir mit diesen Blättern leben. Wir haben uns an Phänomene wie Modern Talking und die »Oliver Geissen Show« gewöhnt und an Wörter wie »Airline«, »Basement« und »Lifestyle« (Wer sagt schon noch Fluglinie, Untergeschoss und Lebensart?), also werden wir auch damit fertig.

Doch es ist wie immer im Leben: Kaum hat man sich mit dem einen Schicksalsschlag abgefunden, da zieht schon die nächste Katastrophe herauf. Mit erschreckender Geschwindigkeit breitet sich eine neue, noch schlimmere Apostrophenpest in Deutschland aus. Befallen ist diesmal nicht der Genitiv, sondern der Plural.

Plötzlich liest man überall von »Kid's« und »Hit's« und wird permanent mit »Info's« bombardiert. Zunächst konnte man noch vermuten, dass diesem Kuriosum eine schlichte Verwechslung zugrunde liegt, zumal hauptsächlich aus dem Englischen stammende Wörter betroffen sind: Womöglich war das Plural-s für ein Genitiv-s gehalten worden.

Doch inzwischen werden auch andere Begriffe zerapostrophiert: Der Obsthändler an der Ecke verkauft neuerdings Mango's und Kiwi's, die Anzeigenblätter im Briefkasten werben für günstige Carauan's, Kombi's und extra dicke Pizza's, die Kid's entpuppen sich als Mädels und Jungen's, man ersteigert bei Ebay modische Accessoire's, überrascht einander mit lustig bedruckten T-Shirt's, staunt über die Vielzahl von Tee's auf der Getränkekarte, und wem mit Tee's nicht gedient ist, der bestellt Kognak's oder Martini's. Im Hotelzimmer schaut man sich später ein paar Video's an, und bezahlt wird das Ganze selbstverständlich in Euro's, und zwar bar, denn an vielen Kassen werden »keine Scheck's« angenommen. Halten Sie's noch aus, oder müssen Sie schon wegschauen? Es kommt noch schlimmer:

Gar keine Aussicht auf Rettung besteht mehr für Abkürzungen. Lastkraftwagen (kurz: Lkw, auch in der Mehrzahl) sind zu »LKW's« geworden, Personenzüge werden entsprechend »PKW's« abgekürzt, und immer wieder stolpert man über »CD's« und »DVD's«.

Liest man in der Sauna den Hinweis »Kein Schweiß aufs Holz«, so brennt es einem in den Augen. Ebenso beim Anblick von Läden, die »Alles für's Kind« anbieten. Zwar ist der Apostroph hier überflüssig, aber immerhin scheint sich der Schildermaler noch was dabei gedacht zu haben. » Eigentlich heißt's ja >auf das Holz< und >für das Kind<(), da mach ich vorsichtshalber mal 'n Apo-dingsda, na, so'n Häkchen halt«, wird er sich gesagt haben – und schon war's passiert. Lästig, aber lässlich. Aber viele Menschen setzen den Apostroph bereit's auch dort, wo gar nicht's ausgelassen wurde. Da! Haben Sie es bemerkt? Ist Ihnen nicht's aufgefallen? Dann schauen Sie mal nach recht's! Und dann noch mal nach link's! Merken Sie es jetzt?

Manche Deutsche scheinen von der Vorstellung besessen, dass generell jedes »s« am Wortende apostrophiert werden müsse. Als sei das Endungs-s eigen's dafür geschaffen, vom Wortstamm abgespalten zu werden. Dabei geht die Tendenz in der Standardsprache genau in die entgegengesetzte Richtung: Nicht immer mehr, sondern immer weniger Apostrophe empfiehlt die neue amtliche Regelung. »Ich sing' ein Lied« und »Mir geht's gut« kann, darf oder sollte heute »Ich sing ein Lied« und »Mir gehts gut« geschrieben werden.

Doch die Gemeinde der Neu-Apostrophiker wächst und wächst. Sie setzt den Apostroph stet's und überall, nirgend's ist man noch vor ihm sicher. Und weil das abgespaltene Endungs-s manchen noch nicht reicht, machen sie das Häkchen auch vor »z« und »n« und überhaupt vor allem, was am Wortende steht. Schon wurden an mehreren Stellen in Deutschland Schilder mit der Aufschrift gesichtet: »Futter'n wie bei Mutter'n«. Ist das moder'n – oder einfach nur depper't? Wohin soll das noch führen? Droht die totale Apostrophe? Der alles

verheerende Häk'chen-Hagel? Oder stecken wir schon mittendri'n? Na dann pros't, du Volk der Dichte'r und Denke'r!

Der Gebrauch des Apostrophs im Überblick

Wo ein Apostroph gesetzt werden kann:

Der Apostroph kann dort gesetzt werden, wo das Pronomen »es« zu »s« verkürzt ist:

Wie geht's? Nimm's leicht! Hat's geschmeckt? Hat er's kapiert? Sag's mir! So steht's geschrieben. Wirf's weg! Mach's gut, Alter! Hol's der Teufel! Wenn's weiter nichts ist. Um's kurz zu machen ...

Seit Zulassung der Rechtschreibreform gilt hier der Apostroph als entbehrlich, man darf daher auch schreiben:

Wie gehts? Nimms leicht! Hats geschmeckt? Hat ers kapiert? Sags mir! So stehts geschrieben. Wirfs weg! Machs gut, Alter! Hof's der Teufel! Wenns weiter nichts ist. Ums kurz zu machen...

Der Apostroph kann dort gesetzt werden, wo jemand ein Gewerbe eröffnen und dazu ein Schild mit Genitiv anbringen will: Bellini's Bar; Gerti's Grillstation; Willi's Weinkontor

Der Apostroph kann gesetzt werden, wenn der unbestimmte Artikel »ein/eine« zu »n« verkürzt ist, was vor allem bei der Wiedergabe von gesprochener Sprache auftritt:

Was 'n Glück! Haste mal 'nen Euro? So 'n Blödsinn! Steffi ist 'ne tolle Sportlerin.

In allen Fällen dieser »Kann«-Kategorie bleibt es dem Schreibenden selbst überlassen, ob er einen Apostroph setzen will oder nicht.

Wo ein Apostroph nicht (mehr) gesetzt werden sollte:

Für das weggefallene Endungs-e bei Verben in der ersten Person Singular: Ich steh im Regen und warte auf dich. Heute back ich, morgen brau ich, übermorgen hol ich mir der Königin Kind. Das lass ich mir von dir nicht sagen!

Für das weggefallene Endungs-e beim Imperativ der zweiten Person Singular:

Lass es bleiben! Mach die Tür zu! Halt den Mund! Nun heul nicht schon wieder, Daniel!

Im Unterschied zur alten Regelung steht für das weggefallene Endungs-e heute grundsätzlich kein Apostroph mehr. Schon früher entfiel er bei Redewendungen und Fügungen, die häufig gebraucht werden und als unmissverständlich gelten:

Freud und Leid; gut Wetter machen; ruhig Blut bewahren; öd und leer; heut und hier

Wo ein Apostroph nicht gesetzt werden darf:

Der Apostroph wird nicht gesetzt bei Verschmelzung von bestimmtem Artikel und vorangehender Präposition:

aufs Dach, unters Bett, ins Haus, hinterm Deich, unterm Tisch, beim Essen, vorm Tor, fürs Kind, durchs Fenster, vors Auto, übern Harz

Absolut fehl am Platz ist der Apostroph beim Plural-s:

Autos, Babys, Clubs, Dias, E-Mails, Gullys, Parks, Ponys, Singles, Shorts, Taxis, Tees, Videos, Zoos

Dasselbe gilt für Abkürzungen, die im Plural stehen. Auch hier wird kein Apostroph gesetzt, oftmals braucht nicht mal ein s angehängt zu werden: alle ABM(s), meine CDs, deine DVDs, die GmbHs, alte LPs, drei Lkw(s), viele Pkw(s)

Völlig indiskutabel ist auch die Apostrophierung von Wörtern, die auf -s enden:

nichts, rechts, allseits, bereits, stets, nirgends, eigens, unterwegs

Wo ein Apostroph gesetzt werden **muss**:

Bei Auslassungen im Wortinneren: Ku'damm, M'gladbach, Lu'hafen, D'dorf

Bei der Kennzeichnung des Genitivs von Namen, die aufs, ss, ß, tz, z und x auslauten. Der Apostroph ersetzt hier das Genitiv-s:

Hans' Mutter, Max' Cousine, Grass' Romane, Ministerin Zypries' Gesetzentwurf, Ringelnatz' Gedichte

Dies gilt aber nicht, wenn vor dem Namen ein bestimmter Artikel (plus Attribut) steht:

die Mutter des alten Hans, die Cousine des strammen Max, die Romane des Günter Grass, der Gesetzentwurf der Ministerin Zypries, die Gedichte des Joachim Ringelnatz

Wir bitten um Ihr Verständnis

»Fahrstuhl momentan außer Betrieb«, steht in großen Lettern auf einem Zettel, den jemand an die Aufzugstür geklebt hat. Und etwas kleiner darunter: »Wir bitten um Ihr Verständnis.« Verständnis? Würde man ja gerne aufbringen, sogar hier und jetzt im Parkhaus des Einkaufszentrums, mit all den schweren Tüten in der Hand, wenn man nur wüsste, wofür!

»Dieser Artikel ist nicht mehr lieferbar. Wir bitten um Verständnis«, erscheint auf der Angebotsseite eines Internet-Händlers. Das ist bedauerlich. Ganz offensichtlich ist aber auch eine zweite Sache nicht lieferbar, nämlich eine Verständnis schaffende Erklärung.

»Es können Wartezeiten von bis zu 45 Minuten entstehen«, säuselt die Lautsprecherdurchsage im Freizeitpark. »Wir bitten um Ihr Verständnis.« Jetzt reicht's! Schluss, aus, genug! Man möge mich um Pardon bitten, um Verzeihung, um Vergebung für dieses hochgradig unprofessionelle Management, das es nicht schafft, den Besucherandrang vor der Wildwasserbahn in einer Zeit zu bewältigen, die ungeduldig herumhüpfenden Kindern und vor allem den zunehmend entnervten Erwachsenen gerade noch zuzumuten ist. Sprich: in 45 Sekunden.

Ganz besonders lästig sind auch immer diese starkverrauschten Durchsagen im Feierabendverkehr, die wie folgt beginnen: »Sehr geehrte Fahrgäste! Hier spricht die Leitstelle der U-Bahn«, und die regelmäßig mit der Beschwörungsformel enden: »Für eventuell entstehende Unannehmlichkeiten bitten wir um Ihr Verständnis.« Die erste Unannehmlichkeit war schon mal diese schwer

verständliche Ansage, und Verständnis habe ich dafür nicht im Geringsten.

Die Bitte um Einsicht hat sich in den letzten Jahren zu einer wahren Volksseuche entwickelt. Allenthalben wird man um Verständnis angebettelt. Defekte Aufzüge, kaputte Automaten, Vorstellung fällt aus, heute keine Sprechstunde. Ohne Angabe von Gründen, aber immer: Wir bitten um Verständnis.

Noch dreister wird's, wenn das Verständnis ungefragt vor-ausgesetzt wird. So ist es inzwischen gängige Praxis, nach kilometerlangen Baustellen — auch solchen, auf denen keinerlei Bautätigkeit festzustellen ist — den aus dem Stau kommenden Autofahrer mit Schildern zu verabschieden, auf denen ihm für sein Verständnis gedankt wird. Nach zehn Kilometern im zäh fließenden Verkehr, eingezwängt zwischen Brummis, Wohnmobilen und Reisebussen, wirkt das »Danke für Ihr Verständnis« nur noch abgeschmackt, fast schon hämisch.

Früher sagte man noch: »Es tut uns Leid« oder »Wir bitten um Entschuldigung«. Da wusste man noch, was sich gehört. Und stand zu seinen Fehlern. Wer nicht liefern konnte oder eine Leistung versprach, die er nicht erbringen konnte, wand sich in Demut und wartete — auch ungefragt — gleich mit einem Dutzend glaubwürdiger und unglaubwürdiger Erklärungen für sein Missgeschick auf. Heute ist es der Kunde, der sich in Demut üben muss. Wer einen öffentlichen Service in Anspruch nehmen möchte, sollte sichergehen, dass er nicht nur Kleingeld, sondern auch immer ein wenig Verständnis im Portemonnaie hat. Man kann nie wissen, wofür.

Die traurige Geschichte von drei englischen Ladys

Es waren einmal drei englische Ladys mit gleichen Hobbys. Sie sammelten alte Pennys, besuchten Derbys und Wohltätigkeitspartys, züchteten Guppys und hatten eine Schwäche für stramme Bobbys und rührselige Shantys. Es gab nur eines, vor dem sie sich zutiefst fürchteten: Rowdies! Die in Cities lebten und nachts aus den Gullies krochen, um armen Babies die Teddies wegzunehmen.

»Die Mehrzahl von Story schreibt sich mit -ies«, behauptete unlängst mal wieder ein Freund — und setzte triumphierend nach: »Du hast wohl im Englischunterricht nicht aufgepasst?« Würde er in London wohnen, dann hätte er Recht. Aber auf deutschem Boden, in einem deutschen Wohnzimmer mit Regalen voll deutscher Bücher, da befindet er sich im Irrtum. Lehnwörtern aus dem Englischen, die auf -y enden, wird im Plural einfach nur ein »s« angehängt, das »y« bleibt unverändert: Babys, Hobbys, Ladys, Lobbys, Partys, Ponys und eben Storys. So ist das mit den Lehnwörtern: Ob friedlich importiert, freiwillig übergelaufen oder gewaltsam verschleppt, wenn sie einmal in den deutschen Wortschatz aufgenommen wurden, dann sind sie auch den Regeln der deutschen Grammatik unterworfen. Das wäre ja auch noch schöner — wenn man mit der Übernahme eines Fremdwortes auch noch die landesspezifische Grammatik importieren müsste. Das wäre ja so, als würden die Amerikaner mit der Einverleibung des irakischen Erdöls bei sich auch noch den Koran einführen.

In der hoch exklusiven Kaffeebar, wo man sich nach Feierabend gerne trifft, ist diese Regel selbstverständlich außer Kraft gesetzt: Da bestellt man in gepflegtestem Italienisch seine »Espressi« und »Cappuccini«. Wer ganz sichergehen will, dass ihn die asiatische Bedienung auch verstanden hat, hängt noch mal ein »s« an: »Zwei Cappuccinis, bitte!«

Von geradezu unerbittlicher sprachlicher Konsequenz zeugt es, wenn in Werbetexten oder Zeitungsartikeln »Handies« angepriesen werden. Da werden – in einer Art blind voraus-eilendem Gehorsam – englische Regeln auf original deutsche Wortschöpfungen angewandt. Denn den Terminus » Handy« in der Bedeutung von Mobiltelefon kennt die englische Sprache nicht. Die Briten sagen »mobile phone«, die Amerikaner »cellular phone«. Sollte man im Umkehrschluss von ihnen erwarten, dass sie »kindergaerten« und »rucksaecke« schreiben? Und die korrekte Pluralform des Export-schlagers »bratwurst« kennen? Wahrscheinlicher ist, dass es genau umgekehrt kommt: Irgendwann werden wir in deutschen Texten Kindergartens, Rucksacks und Bratwursts begegnen.

Die deutsch-englische Verwirrung betrifft aber längst nicht nur gestandene Ladys, sondern zunehmend auch unbedarfte Teenies. Besonders kurios wird es nämlich, wenn englische Lehnwörter, die im Singular auf -ie enden, im Plural dann plötzlich ein y erhalten: Wenn also Teenies zu Teenys werden oder Hippies zu Hippys. Entweder herrschte hierbei bereits Unklarheit über die korrekte Endung im Singular, oder es wurde der – falsche – Umkehrschluss gezogen, dass man das -ie im Plural zu einem -y auflösen müsse.

So sorgt die Vorfahrt der englischen Grammatik auf deutschen Straßen für Missverständnisse und Chaos. Wen wundert es da noch, wenn die drei englischen Ladies von Rowdies überfallen und ihrer letzten Ypsilons beraubt werden.

Licht am Ende des sturmverhangenen Horizonts

Redewendungen sind das Salz in der Buchstabensuppe, in der wir alle Tag für Tag herumrühren. Mit bildhaften Vergleichen und lockeren Sprüchen lassen sich selbst fade Sachverhalte noch würzen und schmackhaft machen. Im Überschwang passiert es bisweilen, dass der Salzstreuer in den Kochtopf fällt.

Vom »Licht am Ende des sturmverhangenen Horizonts« schrieb mal ein junger Redakteur eines Hamburger Stadtmagazins in einem Text, ohne zu ahnen, was er sich damit einhandelte. Denn seine Schöpfung wurde zum geflügelten Wort in der Redaktion und immer gern zitiert, wenn es galt, ein Beispiel für außer Kontrolle geratene Idiome zu nennen. Heute hat der Kollege neben dem Duden-Band II (»Redewendungen«) auch Georg Büchmanns klassischen Zitatenschatz auf dem Schreibtisch stehen und schaut lieber erst mal nach, ehe er sich erneut zu sturmverhangenen Horizonten aufmacht.

Aber nicht nur bei Jungredakteuren, auch bei erfahrenen Journalisten kommt es bisweilen vor, dass die Metaphorik-Dampflok übermütig wird und plötzlich aus den Gleisen hüpf. »Geschickt fährt er zurzeit zweigleisig auf der Medienschiene«, stand in einem renommierten Online-Magazin über Gerhard Schröder zu lesen. Dem Kanzler ist ja manches zuzutrauen, aber dass er auf einer Schiene zweigleisig fährt – das soll er den Bahnfahrern dieser Republik erst mal vormachen!

Redewendungen sind populär, doch auch tückisch. Wie Sirenen säuseln sie dem nach Worten Ringenden ins Ohr, locken ihn an, um sein Boot im nächsten Moment am Felsen von Kalau zerschellen zu lassen. Die Gefahr, mit ihnen Schiffbruch zu erleiden, ist umso größer, je weiter sich die ursprüngliche Bedeutung eines geflügelten Wortes im Nebel der Sprachgeschichte verliert.

So ist zum Beispiel kaum noch bekannt, woher der Ausdruck »jemanden am Schlafittchen packen« stammt. Es hat jedenfalls nichts mit »Schneewittchen« zu tun, wie man meinen könnte, wenn mal wieder jemand »am Schlawittchen gepackt« wird. Das Schlafittchen kommt von den Schlagfittichen, den Schwungfedern des Vogels. Das Wort mit einem »w« in der Mitte zu sprechen ist erlaubt und vor allem im süddeutschen Raum üblich, doch wer es schreibt, sollte rechtzeitig auf »f« umschalten.

»Ich habe meinem Chef heute mal die Meinung gegeigt und unter anderem auch das Thema Überstunden aufs Trapez gebracht«, berichtet der junge Mann seiner Freundin am Abend. Sie stutzt und fragt: »Heißt es nicht aufs Tablettgebracht?« – Nein, die beiden liegen gleichermaßen daneben, denn die Redewendung lautet richtig etwas aufs Tapet bringen. Tapet ist Französisch und bezeichnet den Stoffüberzug eines Konferenztisches. Das kommt davon, wenn heute überall am Stoff gespart wird.

Dass Redewendungen im sprachlichen Alltag durcheinander gewürfelt werden, ist nichts Außergewöhnliches und meistens verzeihlich. Wer hat nicht schon mal wie ein Rohrspatz gefroren, wie ein

Schneider geschimpft, sich wie ein Honigkuchenpferd gefreut und wie ein Schneekönig gestrahlt?

Etwas anderes ist es, wenn solche Schnitzer so genannten Profis unterlaufen, also Menschen, die ihr Geld damit verdienen, dass sie anderen die Welt erklären. Wie soll man ihnen glauben, dass sie wissen, wovon sie sprechen, wenn sie offenbar die Redewendungen nicht kennen, die sie gebrauchen?

So war im Zusammenhang mit der Krise der SPD die Behauptung zu lesen, »dass Lafontaine wieder Oberwasser wittert«. Man darf davon ausgehen, dass »Oberwasser« im Allgemeinen geruchlos ist, folglich gibt es auch nicht viel zu wittern. Es sei denn, man vermutete Lafontaine in der Kanalisation. Tatsächlich lautet die Redewendung » Oberwasser bekommen«. Wittern tut man (bei Shakespeare) die berühmte Morgenluft. Und auch die wird meistens falsch gedeutet, nämlich als Chance für ein Comeback, dabei bedeutet sie im »Hamlet« genau das Gegenteil, nämlich dass es höchste Zeit ist zu verschwinden.

Auch die Feststellung, dass Gerhard Schröder und Jacques Chirac »auf der gleichen Wellenlänge schwimmen«, ist in Wahrheit ein Mix aus zwei Wendungen, die nicht zusammenpassen. Es sei denn, man hat den Physikunterricht im Hallenbad absolviert. Entweder schwimmt man auf der gleichen Welle, oder man liegt/funkt auf der gleichen Wellenlänge.

Der Irrungen, Verwechslungen und Entgleisungen gibt es unzählige, die Suche danach ist die Suche nach dem buchstäblichen Balken im Heuhaufen und der Kampf dagegen ein Kampf gegen Windkraftträder.

Brutalstmöglichst gesteigerter Superlativissimus

Darf's vielleicht ein bisschen mehr sein? Wenn Politik und Werbung Versprechungen machen, dann lassen sie sich nicht lumpen, da wird aus dem Optimalen noch das Optimalste herausgequetscht. Die Superlativierungs-Euphorie kennt keine Gnade, dafür umso mehr sprachliche Missgeschicke.

Schon als Kind bekam man beigebracht, dass man »das einzige« nicht steigern könne. »Das einzigste« gab's nicht. Das ging einfach nicht. War nicht korrekt. Denn »das einzige« war schon wenig genug, »das einzigste« folglich Unfug. Die Eltern haben's verbessert, der Lehrer hat's rot angestrichen. Die Schulzeit ging vorbei, die Wege trennten sich, die einen gingen in die Werbung, die anderen in den Journalismus, und wer für beides nicht taugte, der versuchte sich in der Politik. Hier wie dort wurden die Ermahnungen der Lehrer schnell vergessen, denn man begriff, dass es ohne falsche Superlative nicht geht. Immer sollte man kreativ sein oder innovativ, das lässt sich auf Dauer ohne Drogen und super, super Superlative nicht bewerkstelligen.

Und was gibt es nicht alles für verrückt steigerbare Wörter! Der totale Krieg war gestern, heute herrscht der totalste Wahnsinn! »Deutschlands meiste Kreditkarte« war sicherlich nur ein Slogan, der bewusst provozierend mit der Sprache spielte. Ob alle, die mit diesem lockeren Spruch bombardiert wurden, das auch so verstanden haben, muss dahingestellt bleiben. Das Bedürfnis, Wörter

zu steigern, die sich eigentlich nicht steigern lassen, ist jedenfalls» enormst«. Nehmen wir uns nur ein Beispiel an jenem Rennfahrer in Monte Carlo, der die denkwürdigen Worte sprach: »Gewinnen ist das Maximalste.« Das könnte übrigens auch als Motto in goldenen Lettern über dem Eingang des dortigen Casinos stehen.

Manche Momente sind zu schön, um einfach nur perfekt zu sein; für sie wurde die Steigerung zum »perfektesten Moment« erfunden. Und wo wäre die Auto fahrende Bevölkerung ohne »aktuellste Verkehrshinweise«? Vermutlich völligst hinterm Mond. Doch das ist noch gar nichts gegen die Steigerungsfähigkeit des kleinen Wörtchens »optimal«. Wenn es darum geht, Menschen von irgendetwas zu überzeugen, dann ist das Beste einfach nicht bestens genug. Vom Berliner Finanzsenator bis zum Schweizer Verkehrsminister sind alle emsigst auf der Suche nach dem übersteigerten Optimum: So lautet die Vorgabe für den Berliner Haushalt, die »finanziell optimalste Lösung zu finden«, und ein Vertrag mit Deutschland über die Luftüberwachung wird zur »optimalsten Lösung für die Schweiz«.

Was die Politik kann, kann die Werbung schon lange: »Dies alles garantiert Ihnen beste Beratung und optimalsten Service«, behauptet ein Schweizer Optiker im Internet. Und dabei ist er noch bescheiden, denn man hätte, mit ein bisschen Phantasie, den Bogen durchaus noch weiter spannen können, zur »bestmöglichen Beratung« zum Beispiel, wenn nicht gar zur »idealsten«.

Dabei bedeutet »optimal« nichts weiter als »das Beste im Rahmen der Möglichkeiten«, und das kann manchmal sehr wenig sein. Optimal ist nicht dasselbe wie perfekt,

und die Steigerung zu »optimalst« macht es nicht besser. In keinster Weise.

Diverse Computer-Anbieter werben mit der angeblich »optimalsten Hardware«, sinnieren öffentlich über die »optimalste Systemanpassung« und die »optimalste Datenübertragungsrate«. Eine Firma verspricht sogar die »optimalste, effizienteste und möglichst kostengünstigste Lösung«; da fühlt man sich als Kunde vom König zum Königst befördert.

Apropos König: Schon Ludwig XIV., Frankreichs »L'Etat c'est moi«-Regent, herrschte ja nicht bloß absolut, sondern absolutistisch. Beim Anhängen der Silbe »-istisch« handelt es sich zwar im streng grammatischen Sinne nicht um eine Steigerung, sondern bloß um eine Ableitung, doch für unser Ohr hört es sich nach »mehr« an. In Zeiten von terroristischen Anschlägen durch Glaubenseiferer wird das »-istisch« gern verwendet, um das Böse, Gefährliche, Unberechenbare zu markieren. Manchem Schreiber ist ein -istisch nicht genug, er geht lieber auf Nummer sicher und verdoppelt den Effekt, auch wenn meistens keine sprachliche Notwendigkeit dazu besteht. Denn was ist, abgesehen von ein paar zusätzlichen Silben, der Unterschied zwischen einem fundamental-islamischen Extremisten und einem fundamentalistischen islamistischen Extremisten? Eines ist immerhin erwiesen: Wörter auf »-istisch« lösen Alarm aus, da gehen die Leser instinktiv in Deckung.

Das tun sie natürlich auch beim Super-GAU, aber nicht beim stinknormalen GAU. Ohne den Super-Vorsatz vermag der »größte anzunehmende Unfall« heute offenbar niemandem mehr Angst einzuflößen. Kein Wunder, denn bei all den Hyper-, Ultra- und Megalativen in der Werbung und im Infotainment ist man gegen

steigerungsfreie Ankündigungen »ganz normaler Katastrophen« schon völlig immun.

Dass sich auch der Super-GAU noch steigern lässt und die Mitte ungefähr dort liegt, wo es am zentralsten ist, führt uns jener Politiker vor Augen, der in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« sagte: »Das wäre der größte Super-GAU in der Arbeitsmarktpolitik, den ich je erlebt habe. Wir liefen Gefahr, eine der zentralsten Reformen vor die Wand laufen zu lassen. «

Eine Fallgrube, in die immer mal wieder jemand stolpert, ist das aus zwei Teilen, nämlich aus Adjektiv und Partizip, gebildete Attribut. Wie herrlich einfach werden da aus »weit reichenden« Vollmachten erst weitreichendere Vollmachten und schließlich weitreichendste Vollmachten. Die korrekte Steigerung von »weit reichend« lautet indes »weiter reichend«, »weitest reichend«. Unlängst war in der »Tagesschau« zu hören, der Ärmelkanal sei eine der »vielfahrensten« Seestraßen der Welt, statt »meist befahrenen«. Selbst das eine oder andere angesehene Internet-Nachrichtensmagazin lässt sich gelegentlich dazu hinreißen, über »tiefgehendere« Reformen zu schreiben. Kein Wunder, dass es mit den Reformen nicht richtig vorangeht, wenn der erste Teil des Attributs übersprungen wird und man sich im zweiten verbeißt. Pferde soll man nicht von hinten aufzäumen, und mehrteilige Attribute nicht von hinten steigern!

Im Wissen um diese Fehlerquelle haben die Väter der viel gescholtenen Rechtschreibreform übrigens beschlossen, dass solche Attribute nicht mehr zusammengeschrieben werden. So wurde »weitreichend« zu »weit reichend«, »schwerverständlich« zu »schwer verständlich« und »gut-aussehend« zu »gut aussehend«. Damit man nicht mehr so leicht in Versuchung gerät, den falschen Teil zu steigern. Die Regel lautet: »Ist der erste

Bestandteil ein Adjektiv, das gesteigert oder erweitert werden kann, dann schreibt man getrennt.«

Dies wird andere aber nicht davon abhalten, weiterhin von höchstqualifiziertesten Bewerbern, meist-besuchtesten Veranstaltungen und bestangezogensten Filmstars zu sprechen. So bejubelte ein Plattenkritiker in der »Süddeutschen Zeitung« das neue Album eines Rap-Sängers als »eines der schnellstverkauftesten der Popgeschichte«.

Hübsch ist in diesem Zusammenhang auch der Kommentar Heiner Geißlers zur Garderobe seiner Parteivorsitzenden Angela Merkel: »Am besten« sei das klassische unauffällige Kostüm, sagte er, »noch besser der Hosenanzug«. Komparativ als Steigerung des Superlativs, das ist nicht unbedingt logisch, in diesem Fall aber immerhin originell.

Der Erfinder des »brutalstmöglichen« Superlativs überraschte abermals mit einer eigenwilligen Steigerung, die es prompt in den »Hohlspiegel« schaffte: Wer ein Beschäftigungsangebot ablehne, so Roland Koch, müsse mit Sanktionen »bis hin zur vollständigen Streichung« der Sozialhilfe rechnen. »Bei fortgesetzter Weigerung wird die Sozialhilfe noch stärker gekürzt. «

Auch Hamburgs Erster Bürgermeister Ole von Beust bereicherte die deutsche Sprache um einen neuen Superlativ: Den Justizsenator Roger Kusch bezeichnete er als einen seiner »langjährigsten« Freunde. Welch ein Prädikat! Glückliche, wer engste, beste, vertrauteste, wertvollste oder älteste Freunde hat. Dem fällt die angemessene Wortwahl sicherlich leichter.

Wer mit Hochstapelei nichts im Sinn hat, wird es begrüßen, wenn nicht alles bis ins Unermesslichste gesteigert wird. Manchmal dient es einer Sache mehr, wenn man auf Komparativ und Superlativ verzichtet und einfach auf dem Teppich bleibt. Den nennen die Grammatikaner übrigens »Positiv«.

Ebenfalls ein Wort, das man nicht zu steigern braucht. Denn wie viel positiver als positiv wäre das positivste Ergebnis bei einem Schwangerschaftstest?

Stop making sense!

Seit einiger Zeit hat sich im deutschen Sprachraum eine Phrase breit gemacht, die auf die alte Frage nach dem Sinn eine neue Antwort zu geben scheint. Mit ihr feiert die Minderheitensprache Denglisch ungeahnte Triumphe, grammatischer Unsinn »macht« plötzlich Sinn.

»Früher war alles besser«, sagen ältere Menschen gern. »Früher war alles schlechter«, pflegt der Großvater der Opodeldoks zu sagen. Wie auch immer man die Vergangenheit bewertet, sicher ist: Früher war einiges anders. Früher sagte man zum Beispiel noch: »Das ist sinnvoll.« Dieser Ausdruck scheint inzwischen vollständig verschwunden. Neuerdings hört man nur noch »Das macht Sinn«, in der Negation »Das macht keinen Sinn« oder, im besten Kauderdeutsch: »Das macht nicht wirklich Sinn ... «.

Herkunftsland dieser Sprachmutation ist wieder einmal »Marlboro Country«, das Land, wo angeblich alles möglich ist, solange der Strom nicht ausfällt. »That makes sense« mag völlig korrektes Englisch sein, aber »Das macht Sinn« ist alles andere als gutes Deutsch. Irgendwer hat es irgendwann zum ersten Mal verkehrt ins Deutsche übersetzt, vielleicht war es sogar derselbe, dem wir die unaussprechlichen »Frühstückszerealien« zu verdanken haben und das schulterklopfende »Er hat einen guten Job gemacht« (»He did a good job«), welches die

bis dahin gültige Feststellung »Er hat seine Sache gut gemacht« abgelöst zu haben scheint. Wie auch immer, jedenfalls hat der Erfinder damit einen grandiosen Hit gelandet, um den ihn jede Plattenfirma beneiden würde. Denn »macht Sinn« läuft auf allen Kanälen, dudelt aus sämtlichen Radios, schillert durch Hunderte Illustrierte, hallt aus den Schluchten des Zeitgeistmassivs und verliert sich in den tiefsten Niederungen unserer Spaßgesellschaft.

Es gibt Menschen, die finden die Phrase »schick«, weil »irgendwie total easy und aktuell mega angesagt«. Diese Menschen haben ihr Sprachgefühl vor vielen Jahren im Babyhort irgendeiner Shopping-Mall abgegeben und »voll im Endstress« vergessen, es hinterher wieder abzuholen.

Es gibt andere, denen kommt die Phrase wie gerufen, weil sie modern und hemdsärmelig-zupackend zugleich klingt: »Das macht Sinn« ist prima geeignet, um über ein mangelndes Profil oder fehlende Sachkompetenz hinwegzutäuschen und von politischen Missständen abzulenken. Da wird von »machen« gesprochen und gleichzeitig Sinn gestiftet! Das ist der Stoff, aus dem große politische Reden geschrieben werden: »Ich sag mal, das macht Sinn, das ist so in Ordnung ...«

Die breite Masse der »macht Sinn«-Sager denkt sich nichts dabei, vielleicht hält sie die Redewendung sogar für korrektes Deutsch. Schließlich hört man es doch täglich im Fernsehen; da kommt einem das »macht Sinn« irgendwann wie von selbst über die Lippen. Es ist ja auch so schön kurz, prägnant und praktisch. Ob nun richtig oder falsch, was »macht« das schon, solange es jeder versteht.

Es macht vielleicht wirklich nicht viel, nicht mehr als ein Fettfleck auf dem Hemd, als Petersilie zwischen den Zähnen, als ein kleines bisschen Mundgeruch. Doch schon der Kolumnist und Satiriker Max Goldt geißelte den »primitiven Übersetzungsanglizismus« und warnte davor, dass Menschen, die »macht Sinn« sagen, von anderen weniger ernst genommen würden. Das Wort »machen«, so Goldt, komme ohnehin schon häufig genug vor in der deutschen Sprache.

Womit er allerdings Recht hat. Deutsch ist die Sprache der Macher und des Machens. Das fängt bei der Geburt an (den ersten Schrei machen) und endet mit dem Tod (den Abgang machen). Dazwischen kann man das Frühstück machen und die Wäsche, einen Schritt nach vorn und zwei zurück; man kann Pause machen, Urlaub oder blau, eine Reise ins Ungewisse und plötzlich Halt; man kann eine gute Figur machen und trotzdem einen schlechten Eindruck; man kann den Anfang machen, seinen Abschluss machen, Karriere machen; man kann drei Kreuze machen, Handstand oder Männchen machen; man kann die Nacht durchmachen, ein Opfer kaltmachen, Mäuse, Kies und Kohle und sich ins Hemd machen; man kann andere zur Schnecke machen und sich selbst zum Affen; man kann sogar Unsinn machen – aber Sinn?

»Sinn« und »machen« passen einfach nicht zusammen. Das Verb »machen« hat die Bedeutung von fertigen, herstellen, tun, bewirken; es geht zurück auf die indogermanische Wurzel mag-, die für »kneten« steht. Das Erste, was »gemacht« wurde, war demnach Teig. Etwas Abstraktes wie Sinn lässt sich jedoch nicht kneten oder formen. Er ist entweder da oder nicht. Man kann den Sinn suchen, finden, erkennen, verstehen, aber er lässt sich nicht im Hauruck-Verfahren erschaffen.

Die deutsche Sprache bietet viele Möglichkeiten, den vorhandenen oder unvorhandenen Sinn auszudrücken. Neben »Das ist sinnvoll« ist ebenso richtig: »Das ergibt einen Sinn«, »Das hat einen Sinn«, »Ich sehe einen Sinn darin«. Um nur eine Ahnung der vielfältigen Möglichkeiten zu geben, sei hier ein Auszug aus dem monumentalen Lamento-Monolog des sagenumrankten Sinnfried Sinnstifter zitiert, der die Aufforderung, einen sinnvollen Satz ohne »machen« zu formulieren, empört mit folgenden Worten zurückwies: »Warum sollte das sinnvoll sein? Ich sehe keinen Sinn darin! Welcher Sinn sollte sich dahinter verbergen? Das ist vollkommen unsinnig! Ich kann keinen Sinn darin erkennen. Das ist absolut ohne Sinn, es ergibt nicht den geringsten Sinn. Ich frage Sie, wo bleibt da der Sinn? Liegt denn überhaupt ein Sinn darin? Der Sinn des Ganzen ist unergründbar! Mir vermag sich der Sinn nicht zu erschließen, und je länger ich den Sinn zu ergründen, zu erhaschen, zu begreifen suche, desto deutlicher sehe ich, dass es keinen Sinn hat!«

In ein paar Jahren steht »macht Sinn« vermutlich im Duden-Band 9 (»Richtiges und gutes Deutsch«), dann haben es die Freunde falscher Anglizismen mal wieder geschafft. So wie mit »realisieren«, das auf Deutsch lange Zeit nur »verwirklichen« hieß und neuerdings laut Duden auch die im Englischen übliche Bedeutung »begreifen«, »sich einer Sache bewusst werden« haben kann. Dass an der Börse Gewinne realisiert werden, ist lange bekannt, denn die Wirtschaft kennt »realisieren« als Fachterminus für »in Geld verwandeln«; aber neu ist, wenn der Sieger eines Radio-Quiz gefragt wird, ob er seinen Gewinn von 18 000 Euro denn schon realisiert habe? Oder wenn eine Schwimmweltmeisterin nach ihrem dreifachen Triumph in Barcelona im Fernsehen verkündet, sie könne ihre Siege noch gar nicht

realisieren, obwohl ihr die Medaillen bereits um den Hals hingen. Und dann dieser tragische Fall aus Voralberg, auf www.orf.at vermeldet: Da war von einer geistig verwirrten Frau die Rede, die neben ihrem toten Mann im Bett lag und die »aufgrund ihrer Krankheit nicht in der Lage« war, »den Tod zu realisieren«.

Wohin das noch führen soll? Womöglich zu neudeutschen Drehbuchtexten wie diesem: »Wie bitte, dein Mann betrügt dich mit deiner besten Freundin? Das realisier ich einfach nicht! Das macht doch irgendwie total keinen Sinn!«

Visas - die Mehrzahl gönne ich mir

Sind Antibiotika schädlich? Lohnen sich Praktika? Was man nicht selber weiß, das muss man sich erklären. Oder man schlägt's im Lexikon nach. Viele kennen sich im Einzelfall nicht aus, und erst recht nicht mit der Mehrzahl.

Neulich im Café, Mutter und Tochter bringen sich bei Schokoladenkuchen mit Schlag (Mutter) und Vollkorn-Möhrenkuchen (Tochter) auf den neuesten Stand der Dinge. Die Mutter löst vier Stück Würfelzucker in ihrem Tee auf und sagt: »Ach, ihr wollt in die Türkei? Na ja, machen ja viele in letzter Zeit. Die Hotels sollen ja auch ganz anständig sein. Aber sag mal, Kleines, die Türkei ist ja nicht EU, braucht ihr denn da keine Visas?«

Da war es wieder, dieses Wort mit der doppelten Pluralendung. Nicht erst seit PISA leidet Deutschland am Visa. Die massive Werbung der gleichnamigen Kreditkarte hat offenbar dafür gesorgt, dass die Einzahl Visum weiträumig in Vergessenheit geraten ist. So steht dem »Veni, vidi, vici!« (Ich kam, sah und siegte) des humanistisch gebildeten Einzelfalls heute das »Visums, Visas, Visi?« der orientierungslosen Mehrheit gegenüber.

Ganz betroffen sind wir auch von all den vielen »Praktika«, die junge Menschen heute absolvieren müssen, um herauszufinden, was sie später definitiv nicht machen wollen. Immer mehr Musiker spielen gerne »Soll«, und mit erschreckender Geschwindigkeit machen vertrauliche »Internas« die Runde.

Kann man es den Deutschen aber überhaupt zum Vorwurf machen, wenn sie Fremdwörter falsch benutzen? Immerhin hat Mutti im Café doch gewusst, dass man an Wörter, die mit einem Vokal enden, ein -s

anhängen muss, um die Mehrzahl zu bilden. So wie bei Galas, Omas, Kobras und Zebras. Woher soll sie wissen, dass die Endung -a in diesem Fall bereits die Pluralform markiert? Muss man das kleine Latinum gemacht haben, um mitreden zu können?

Der Umgang mit Fremdwörtern stellt die Deutschen immer wieder vor große Herausforderungen. Erstens gilt es in Erfahrung zu bringen, was das fremde Wort genau bedeutet: (Visum = Ein- oder Ausreiseerlaubnis, Sichtvermerk im Reisepass). Dann ist es nützlich zu wissen, wie man es richtig ausspricht (»Wiesumm«). Und schließlich soll man es noch korrekt beugen und in die Mehrzahl bringen können: des Visums, mit den Visa oder Visen .. .

Schon gibt es Menschen, die meinen, das Visa-Prinzip begriffen zu haben, und sich anschicken, andere Begriffe nach demselben Prinzip in die Mehrzahl zu wuchten: Da werden aus einem »Universum« plötzlich mehrere »Universa«. So heißen vielleicht Sportvereine und Versicherungen, aber auf Deutsch spricht man nach wie vor von Universen, daran hat sich auch durch die Rechtschreibreform nichts geändert.

Und dann gibt es Menschen, die sich immer wieder freiwillig in die Quadratur des Kreises verbeißen, indem sie versuchen, von ohnehin schon unbequemen Fremdwörtern auch noch die Mehrzahl zu bilden.

»Wie lautet der Plural des Wortes Lapsus?«, will ein Kollege von mir wissen, »Lapsi? Lapsusse?« Da ich weiß, dass ihn die Antwort nicht zufrieden stellen wird, empfehle ich ihm, es mit einem anderen Wort zu probieren. »Dann nehme ich Fauxpas«, sagt er, »wie lautet da die Mehrzahl?«

Ähnlich harte Nüsse haben Menschen aus der IT-Branche zu knacken, die immer wieder aus heiterem Himmel in Notsituationen geraten, in denen sie Wörter wie Status und Modus in die Mehrzahl zwingen wollen.

Der Plural des lateinischen Wortes status lautet statūs, mit langem u. Und die deutsche Sprache sieht keine anders lautende Nebenform vor. Also: zwei Status, wie auch zwei Lapsus.

Der Drang der deutschen Zunge, an die Endung noch ein -se anzuhängen, ist kaum zu bezähmen. So gibt es im gesprochenen Deutsch jede Menge »Lapsusse« und »Statussee, die nicht mit dem Lateinischen konform gehen, aber immerhin in Analogie zu einem berühmten Fall aus der Pflanzenwelt gebildet scheinen: Kaktus, Kaktusse.

Sagte ich gerade Kaktusse? Es heißt natürlich Kakteen, wie jeder weiß. Mit den Analogien ist das so eine Sache. Im Moment blühen übrigens gerade die Krokeen – ganz entzückend sieht das aus, diese vielen kleinen orange und violetten Blüten ...

Status und Lapsus gehören übrigens in eine Reihe lateinischer Lehnwörter, die zwar im Singular auf -us enden, im Plural dann aber wider Erwarten kein -i bekommen. Das Lateinische unterscheidet fünf Deklinationstypen, und am tückischsten ist der vierte, die so genannte u-Deklination. Zu ihr gehören auch der Passus und der Turnus.

Ein angehender Medizinstudent wollte von mir wissen, wie die Mehrzahl von Exitus lautet. »Als Arzt muss man doch – leider – auch immer mal den Exitus eines Patienten feststellen. Wenn man nun mehrere >Exitusse< benennen will, wie sagt man dann richtig: Exiti?« – Nein, antwortete ich ihm, Exiti heißt es nicht, auch nicht Exits, das sind die Ausgänge im Englischen.

Tatsächlich zählt Exitus zur Gruppe der unzählbaren Hauptwörter, also zu jenen, von denen sich gar keine Mehrzahl bilden lässt. Der Plural von Exitus lautet Todesfälle, sagte ich. Das klingt zwar nicht so gelehrt, wie es die Mediziner lieben, aber dem Tod ist es egal, ob man ihn auf Deutsch oder Latein anredet.

Chaos, Chaosse oder Chaoti? Noch so ein unzählbarer Fall: Kann es mehr als ein Chaos geben? Nehmen wir nur mal das Chaos auf meinem Schreibtisch im Büro und dann das bei mir zu Hause, das wären schon mal zwei. Und wenn man sich ein bisschen umblickte, fände man bestimmt noch weitere. Eine Mehrzahlform für Chaos sieht unsere Sprache trotzdem nicht vor.

Damit zurück ins Café. Dort ist die Mutter inzwischen beim dritten Stück Torte und ihrem Lieblingsthema Gesundheit angelangt. »Ich war gestern beim Arzt«, stöhnt sie, »der hat mir wieder ein Antibiotika verschrieben. Dabei ist doch genug davon im Schweinefleisch. Die pumpen die armen Viecher doch voll mit ihren Pharmakas.« Die Tochter, ernährungsbewusste Chemielaborantin, blickt ihre Mutter voller Mitleid an und sagt: »Es heißt Pharmaka. Und Antibiotikum. Antibiotika ist die Mehrzahl!« — »Mehr zahlen muss ich außerdem dafür«, erwidert die Mutter und setzt noch einen beliebten Plural obendrauf: »Ganze zehn Euros!«

Wenn Fremdwörter sich lange genug im Land aufhalten, werden sie irgendwann nicht mehr als fremdempfunden. Den häufig gebrauchten Wörtern gelingt es in der Regel, sich zu assimilieren: Sie nehmen deutsche Schreibweisen an und erhalten deutsche Endungen.

Das lateinische Wort »focus« (das ursprünglich »Herd«, »Feuerstelle« bedeutete) ist im Deutschen zum

Fokus (= Brennpunkt) geworden, die Mehrzahl, die im Lateinischen noch »foci« lautet, heißt im Deutschen Fokusse. Der Plural des berühmten Kommas darf sich neben der wissenschaftlichen Form »Kommata« längst Kommas nennen, und »mehrere Atlanten« sind auf Deutsch inzwischen auch als »mehrere Atlasse« zu haben.

Manche Fremdwörter assimilieren sich sogar doppelt, sodass sie am Ende mehrere gültige deutsche Formen vorweisen können: So erging es zum Beispiel der Pizza, die analog zu anderen mit einem Vokal endenden Wörtern wie Auto, Kino, Tipi, Lady, Rikscha zunächst ein Plural-s erhielt. Es zeigte sich, dass die Deutschen derart vernarrt in die Pizza waren, dass das Wort einen weiteren Anpassungsschritt vollzog. Die Mehrzahl erhielt eine typisch deutsche Endung auf -en, wie man sie von Frauen, Herren, Affen und Läusen kennt. Seitdem schwirren die beliebten »Mafiatorten« bei uns sowohl als Pizzas als auch als Pizzen herum.

Problematische Fremdwörter in Einzahl und Mehrzahl

Agenda	Agenden
Album	Alben
Antibiotikum	Antibiotika
Apostroph	Apostrophe
Atlas	Atlanten, Atlasse
Causa	Causae
Chaos	(unzählbar)
Corpus Delicti	Corpora Delicti
Datum	Daten
Dementi	Dementis
Exitus	(unzählbar)
Fauxpas	Fauxpas
Forum	Foren, Fora (lat.)
Genus	Genera
Globus	Globen, Globusse
Grand Prix	Grands Prix
Humus	(unzählbar)
Index	Indizes, Indexe
Internum	Interim
Kaktus, Kaktee	Kakteen
Kasus	Kasus
Klima (fachspr.)	Klimata, Klimas (selten), Klimate
Kodex	Kodizes, Kodexe
Komma	Kommata, Kommas
Lapsus	Lapsus
Lexikon	Lexika, Lexiken

Problematische Fremdwörter in Einzahl und Mehrzahl

Liga	Ligen
Modus	Modi
Niveau	Niveaus (»niveaux« nur frz.)
Nomen	Nomina, Nomen
Opus	Opera
Passus	Passus
Periodikum	Periodika
Perpetuum mobile	Perpetua mobilia
Pharmakon	Pharmaka
Plenum	Plenen
Praktikum	Praktika
Schema (selten)	Schemata, Schemas, Schemen
Semikolon	Semikola, Semikolons
Status	Status
Szenario	Szenarios
Szenarium	Szenarien
Thema	Themata, Themen
Tonikum	Tonika
Topos	Topoi
Turnus	Turnus, Turnusse
Universum	Universen
Visum	Visa, Visen
Vita	Viten, Vitae (lat.)

Eine vitale Rolle

Hat jemand schon mal die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass das Verhältnis zwischen Deutschland und den USA vor allem deshalb so angespannt ist, weil wir die Amerikaner einfach nicht richtig verstehen? Nicht immer hapert's mit der Diplomatie, manchmal hapert's einfach nur mit der Übersetzung.

Kurz nach dem Sturz Saddam Husseins rauschte die Aussage George W. Bushs durch den deutschen Blätterwald, der Uno solle beim Wiederaufbau des Irak »eine vitale Rolle« zukommen. Immer und immer wieder war das zu hören, in den Fernsehnachrichten, im Radio, jeder plapperte es nach, die mysteriöse Kunde verbreitete sich über sämtliche Kanäle und Vertriebswege. »A vital role« hatte der amerikanische Präsident der Uno anlässlich eines Treffens mit seinem britischen Waffenbruder Tony Blair in Nordirland im April 2003 versprochen. Seitdem ergingen sich Kommentatoren aller Nachrichtenredaktionen der Bundesrepublik in Mutmaßungen darüber, was man unter einer »vitalen Rolle« zu verstehen habe. Vital, das wissen wir aus der Doppelherz-Werbung, heißt so viel wie »munter«, »lebenskräftig« und »unternehmungsfreudig«. So und nicht anders steht es auch im Fremdwörterbuch aus dem Dudenverlag.

Was um alles in der Welt mag Bush aber mit einer »munteren Rolle« für die Uno gemeint haben? Das klingt nach einem diplomatischen Trick. Unternehmungsfreudig hört sich noch sonderbarer an — da schöpft man doch sofort Verdacht: Wiener Kongress, ick hör dir tanzen! Bush will die Uno -Vertreter im Irak auf Ausflugstouren schicken und mit einem bunten Unterhaltungsprogramm ablenken, während er still und heimlich eine neue

Weltordnung etabliert. Drinnen wiegen sich die Vereinten Nationen im vitalen Dreivierteltakt, während draußen Lastwagenkolonnen die irakischen Ölreserven abtransportieren!

Da will uns doch jemand verschaukeln, das habe ich mir schon gleich gedacht, als ich das erste Mal von »präemptiver Außenpolitik« und von »imbettierten Journalisten« hörte. Und nun also noch eine vitale Rolle — das könnte ihm so passen, diesem texanischen Imperialisten! Nein, damit wird sich die Uno nicht zufrieden geben, nicht solange die Schröder-Administration noch ein Wörtchen mitzureden hat! Deutschland fordert nicht mehr und nicht weniger als eine maßgebliche Rolle für die Uno, und wenn Sie das nicht akzeptieren, Mister President, dann bleibt das deutsch-amerikanische Verhältnis eben weiter so, wie es ist, nämlich frosty!

Ist doch wahr, wie soll man nach all dem bösen Blut, das es gab, mit dem Amerikaner je wieder warm werden, wenn er der Uno nicht mal beim Wiederaufbau des Irak eine tragende Rolle zubilligen will?

Ehe wir die amerikanische Botschaft dichtmachen und das diplomatische Corps ausweisen, schlagen wir aber doch noch mal im Englisch-Wörterbuch nach. Nur zur Sicherheit. Deutsche Gründlichkeit eben. Da steht unter dem Stichwort »vital«: hochwichtig, entscheidend, maßgeblich, wesentlich, grundlegend.

Na bitte, Mister President, warum denn nicht gleich so?

Phrasenalarmstufe Gelb

Obwohl Journalisten sich nur ungern dem Vorwurf aussetzen, unzeitgemäß zu sein, ziehen viele von ihnen beharrlich einen Marketenderkarren voll Gerümpel hinter sich her. Darauf befinden sich alte Hüte, Kappen, Fahnen, Hörner, Nähkästchen und jede Menge geplatzter Kragen. Wer ihnen den Krempel abkaufen soll? Die Leser natürlich.

Wer regelmäßig die Zeitungen studiert, der stößt immer wieder auf bedauernswerte Kreaturen, die von irgendjemandem »im Regen stehen gelassen« wurden. Mal sind es die Ärzte, die von der Gesundheitsministerin im Regen stehen gelassen wurden, dann wieder die Arbeitnehmer, die von den Gewerkschaften im Regen stehen gelassen wurden, und immer wieder werden Fußballspieler von ihren Clubs und Bürgermeister von ihrer Partei im Regen stehen gelassen. Kein Wunder, dass es heißt, in Deutschland regne es andauernd, wenn schon die Nachrichten derart triefend daherkommen.

Wie schnell der Regen in Hagel übergehen kann, zeigt sich immer wieder, wenn Kritik ins Spiel kommt. Kritik, Proteste, Absagen und Parteiaustritte gibt es offenbar nur in Form von Hagel. Dabei ist manche Kritik so dürftig, dass sie allenfalls zu einem leichten Nieseln im Stande wäre. Die Behauptung, es hagle Kritik, wird aber automatisch erhoben, sobald irgendwo mehr als zwei Gegenstimmen gezählt werden.

Vor Regen schützt ein Schirm, gegen Hagel hilft eine feste Kopfbedeckung. Und weil es in Stadien so oft hagelt (Proteste, Buhrufe, Pfiffe), gehört neben dicken Socken und Reklametrikot auch eine Kappe zur

Standardausrüstung eines Fußballspielers. Wie oft liest man, dass ein Torwart oder ein Mannschaftskapitän etwas »auf seine Kappe« nehmen musste.

Auch Politiker müssen häufiger was »auf ihre Kappe« nehmen, diese Erkenntnis gewinnt man längst nicht nur zu Karnevalszeiten. Mancher trägt zur Abwechslung auch mal einen Hut; denn immer wieder kann man lesen, dass der eine oder die andere mit einer bestimmten Weltanschauung »nichts am Hut« habe: »Mit penibler Aktenführung hatte Helmut Kohl wohl nichts am Hut« (SPIEGEL); »Dabei hat Brandenburgs neuer Verkehrsminister mit Musik nichts am Hut« (»Bild«).

Stattdessen haben sie sich nicht selten irgendetwas »auf die Fahnen geschrieben«. Das klingt beeindruckend, hört sich aber nach mehr an, als es in Wahrheit ist: Auf der CDU-Fahne steht »CDU«; auf der SPD-Fahne stand mal »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« und »Einigkeit macht stark«, heute meistens nicht mehr als »SPD«. Offenbar aber können es manche nicht lassen, den Politikern diverse antiquierte Gegenstände an die Hand zu geben, zum Beispiel Hörner, in die sie nacheinander hineinblasen dürfen. Anderntags liest man dann, Angela Merkel habe »ins gleiche Horn gestoßen«, in das zuvor schon Roland Koch getrötet hatte.

Und dann das berühmte Nähkästchen! Das tragen die Stars immer mit sich herum, damit sie jederzeit daraus plaudern können, wenn sie sich mit einem Journalisten zum Tee treffen. Darin befindet sich auch immer ein zusammengefaltetes Stück Papier, das aber selten herausgekratmt wird, denn regelmäßig heißt es, der Befragte habe »kein Blatt vor den Mund« genommen. Eine hübsche altmodische Wendung, die übrigens auf eine Theatersitte zurückgeht. Dabei hielten sich die

Schauspieler ein Blatt als eine Art Maske vor den Mund, um für ihre kritischen oder lästerlichen Äußerungen später nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden. Es empfiehlt sich, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, wenn man ins gleiche Horn stoßen will. Der Ton könnte sonst etwas mickrig klingen.

Wem alles zu viel wird, dem platzt zwangsläufig der Kragen: »Dem Polizeihauptmeister platzte der Kragen, als er sich den rostigen Ford-Transit ansah.« (»Dresdner Morgenpost«) Bei einer Uniform mag das noch angehen, aber wie viel Wut gehört dazu, einen Rollkragen zum Platzen zu bringen? Oder einen labberigen T-Shirt-Kragen? Schließlich platzen nicht nur Hemdträgern die Kragen. Auch »Ulla Schmidt platzt der Kragen«, wusste eine Zeitung unlängst zu berichten. Wenn der Ministerin aber der Hals schwillt, platzt erst mal die Perlenkette. In deutschen Zeitungen hört man ständig irgendwelche Kragen platzen, manchmal sind es gleich mehrere auf einmal, wenn es zum Beispiel heißt: »Den Gladbach-Fans platzte der Kragen.« (»Bild am Sonntag«) An jenem Tag waren mehrere Tausend Gladbach-Fans im Stadion. Welch ein Knall muss das gewesen sein!

Das muss dann wieder irgendjemand auf seine Kappe nehmen, auch wenn er damit nichts am Hut hat, weil er sich etwas völlig anderes auf die Fahnen geschrieben hat, aber sonst hagelt es wieder Proteste, und man lässt ihn am Ende womöglich im Regen stehen.

Babylonische Namensverwirrung

Und der Herr stieg hinab und verwirrte ihre Sprache, damit keiner mehr den anderen verstehe. Wie immer leistete er ganze Arbeit. Den Rest erledigten die Amerikaner. So wirkt die Verwirrung, die über die Babylonier kam, bis heute nach. Vor allem herrscht Unklarheit darüber, wie das Volk zwischen Euphrat und Tigris wirklich heißt.

Zugegeben, kaum ein Wortfeld ist so unübersichtlich und mit so vielen Unregelmäßigkeiten und Ausnahmen übersät wie das der Ländernamen und ihrer Ableitungen. Wenn die Engländer keine Engel sind, warum heißen dann die Finnen nicht Finnländer? Und warum nennen wir unsere Nachbarn im Südwesten nicht Frankreicher? Die im Südosten heißen ja schließlich auch nicht Österrosen! Je weiter man in die Ferne schweift, desto komplizierter wird es: Monegassen, Andorraner, Togolesen, Jemeniten, Venezolaner, da verliert man schnell die Übersicht. Nie aufhören wird der Streit, ob die Bewohner Zyperns Zyprioten oder Zyprrer heißen. Die Uno vermittelt seit Jahrzehnten vergeblich ..

Wo das Schulwissen versagt, bildet der Mensch Analogien. Fernöstliche Völker enden gerne mal auf »-esen«, daher werden die Bewohner Taiwans fälschlicherweise oft Taiwanesen genannt, zumal sie doch Chinesen sind. Dass es in Wahrheit schlicht und einfach »Taiwaner« heißt, steht zum Beispiel im Duden. Genauso wenig heißen die Bewohner der chinesischen Hauptstadt Pekinesen. Außer -esen nichts gewesen mit der Analogie.

Der jüngste Krieg im Nahen Osten hat ein Volk in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, das von den

Amerikanern» the Iraqis «genannt wird. Prompt hört man deutsche Korrespondenten auf allen Kanälen über »die Irakis« berichten. Vielleicht gilt ja die Regel, dass alle Völker des Nahen und Mittleren Ostens auf »-is« enden: Israelis, Saudis, Kuweitis, Pakistanis? Aber was ist dann mit den Syrern und Jordaniern? Die Sache verhält sich wie so oft komplizierter als gewünscht: Nur zwei -is von vieren sind richtig. Die Bewohner Kuweits heißen Kuweiter, und Pakistanis sind im Deutschen Pakistaner. Auch hier hilft das Analogisieren nicht weiter und Abschreiben von den Amerikanern schon gar nicht. Daher gibt es im Deutschen auch keine Bangladeschis und Sri Lankis, sondern nur Bangladescher und Sri Lanker.

Jeder Name hat seine eigene Geschichte; einige Ableitungen gelten heute als veraltet. Inzwischen wird in der Regel die einfache Endung auf -er bevorzugt, also Liberier statt Liberianer, Zyrer statt Zyprioten, Sudaner statt Sudanesen.

Was aber nicht heißen soll, dass die ältere Form nicht mehr gültig oder gar verboten wäre. In vielen Fällen findet man im Wörterbuch zwei mögliche Formen, so wie für die Tibeter, die auch noch als Tibetaner geführt werden. (Aber nicht als Tibetesen ...)

Den »Irakis« bleibt im Deutschen indes nur die Benennung als Iraker, alles andere kommt nicht in die Tütis. Deswegen braucht jetzt aber niemand Azubis in Azuber umzutaufen.

Land

Bewohner

Andorra	Andorraner
Angola	Angolaner
Bangladesch	Bangladescher
Barbados	Barbadier
Elfenbeinküste	Ivorer
Ghana	Ghanaer
Irak	Iraker
Irland	Irländer, Iren
Jemen	Jemeniten
Kongo	Kongolesen
Kuweit	Kuweiter
Laos	Laoten
Madagaskar	Madagassen
Monaco	Monegassen
Myanmar (Birma, Burma)	Burmesen
Namibia	Namibier
Nepal	Nepalesen
Niger	Nigrer
Nigeria	Nigerianer
Pakistan	Pakistaner
Panama	Panamaer
Paraguay	Paraguayer
Philippinen	Philippiner
Sansibar	Sansibarer
Slawonien	Slawonen
Slowakei	Slowaken
Slowenien	Slowenen
Taiwan	Taiwaner
Thailand	Thailänder
Tibet	Tibeter, Tibetaner
Togo	Togoer, Togolesen
Venezuela	Venezolaner
Zypern	Zyprer, Zyprioten (veraltet)

Sagt man »im Irak« oder »in Irak«? Heißt es »auf Kuba« oder »in Kuba«?

Zunächst einmal gilt es eine Unterscheidung zu treffen zwischen Landschaftsnamen und Staatennamen. Namen von Landschaften und Regionen werden in der Regel immer mit Artikel genannt: der Breisgau, die Toskana, das Elsass, der Balkan, die Pfalz, das Kosovo.

Staatennamen hingegen sind meistens artikellos: Afghanistan, Deutschland, Österreich, Zypern ...

Doch es gibt ein paar Ausnahmen: Ist der Name weiblich, so wird er mit Artikel gebraucht: die Schweiz, die Türkei, die Ukraine. Ebenfalls mit Artikel werden Staatennamen im Plural gebraucht: die USA, die Vereinigten Arabischen Emirate, die Niederlande. Und schließlich steht ein Artikel, wenn der Staatsname männlich ist. Allerdings gibt es keine fest definierte Gruppe von männlichen Staatennamen. Vielmehr haben alle, die hier in Frage kommen, ein schwankendes Genus, sie können sowohl männlich als auch neutral ein. Dazu gehören Irak, Libanon, Jemen, Iran, Sudan, Tschad und Kongo. Während das Auswärtige Amt empfiehlt, diese Staaten ohne Artikel zu nennen, wird im allgemeinen Sprachgebrauch die Nennung mit Artikel praktiziert. Da heißt es dann entsprechend im Kongo, in den Jemen, aus dem Libanon, durch den Tschad, in den Irak.

Wenn in Nachrichtentexten über den Irak der Artikel fehlt, so geht dies seltener auf die Empfehlung des Auswärtigen Amtes zurück; häufiger lässt es auf eine englischsprachige Quelle schließen. Briten und Amerikaner verwenden das Wort »Iraq« grundsätzlich artikellos. Beim Übersetzen aus dem Englischen wird der deutsche Artikel bisweilen vergessen.

Mal mit und mal ohne Artikel findet man auch (den) Iran genannt. Während »Persien« eindeutig neutral war (jedenfalls in grammatischer Hinsicht), ist das Genus bei »Iran« im Deutschen nicht eindeutig festgelegt. Auch hier ist die Landessprache ausschlaggebend: Da das Persische keine Artikel kennt, hat »Iran« (was übrigens »Land der Arier« bedeutet) keinen.

Es gibt in dieser Frage kein richtig oder falsch; jedem steht es frei, sich im Falle von Irak, Iran etc. zwischen dem traditionellen Gebrauch mit Artikel und dem amtlichen Gebrauch ohne Artikel zu entscheiden.

Eine andere häufig gestellte Frage im Zusammenhang mit Staatennamen lautet: Heißt es »auf Kuba« oder »in Kuba«? Wenn eine Insel im geographischen Sinn gemeint ist, dann heißt es »auf«. Wenn die Insel aber zugleich ein Land im politischen Sinne ist, kann man auch »in« sagen. »Auf Kuba« bezeichnet die Insel, »in Kuba« bezeichnet den Staat. Ein Malteser kann sowohl auf als auch in Malta geboren sein, je nachdem, ob seine Nationalität oder seine geographische Herkunft betont werden soll. Dasselbe gilt für die Präpositionen »aus« und »von«.

Eine CD mit kubanischer Musik kann demnach sowohl von als auch aus Kuba stammen: von der Insel oder aus dem Land. Ein Souvenir von Sylt oder Rügen hingegen kommt nicht aus Sylt oder aus Rügen, da die beiden Inseln schwerlich als Länder bezeichnet werden können. Ein korsischer Ziegenkäse ist nach diesem Verständnis ein Käse von Korsika, da die Insel Korsika kein Land im politischen Sinne ist. Etliche Korsen sehen das allerdings anders.

Der älteste Mann der Welt lebt!

Seit Einstein wissen wir, dass alles relativ ist. Durchs tägliche Zeitunglesen erfahren wir außerdem, dass so manches paradox ist. Eine erhellte Insel, die unbehelligt ist; ein gestorbener Mann, der nicht tot sein kann; Bahnen, die auf Gleisen rasen — die Nachrichtenwelt steckt voller Überraschungen. Und Unsinn.

Nach den USA und Kanada erlebte Italien einen totalen Stromausfall. Stundenlang war die Apenninenhalbinsel ohne Elektrizität. Ausgerechnet! Wo es doch geheißen hatte, in Europa könne so etwas nicht passieren, da unsere Kraftwerke klüger geschaltet seien als in Amerika. Aber darum geht es hier nicht. In der »Süddeutschen Zeitung« war zu lesen: »Kurz nach drei Uhr morgens gingen im nachtschwärmenden Italien die Lichter aus. Von den Alpen bis zum Ätna — nur die Insel Sardinien blieb unbehelligt. «

Paradox, so eine scherzhafte Definition, ist, wenn ein Goethedenkmal durch die Bäume schillert. Paradox ist aber auch, wenn eine Insel bei Dunkelheit von ausbleibendem Licht unbehelligt bleibt. Die Feststellung enthält eine unfreiwillige Komik; denn aus »unbehelligt« hört man »hell« heraus, also das Gegenteil von »dunkel«. Zwar hat dieses »hell« eine andere sprachgeschichtliche Wurzel als das tatsächliche »hell«, es geht auf das mittelhochdeutsche heiligen zurück, welches zunächst »ermüden«, später dann »stören«, »belästigen« bedeutete, doch wer weiß das schon? Jedes Wort sollte auf seine Tauglichkeit geprüft werden, ehe es in einen klingenden Zusammenhang gesetzt wird. Manche erzeugen nämlich ein Nebengeräusch.

Ein anderes Beispiel für einen Widersinn. Als der Japaner Yukichi Chuganji im Alter von 114 Jahren starb, meldeten einige Zeitungen: »Der älteste Mann der Welt ist tot«. Auch das klingt nach einem Paradoxon: Wenn er nämlich tot ist, kann er nicht mehr der älteste Mann der Welt sein. In der Sekunde seines Todes rückt automatisch der zweitälteste Mann der Welt zum ältesten auf. Es gibt somit immer einen ältesten Mann der Welt, und zwar solange es Männer gibt. Der älteste Mann der Welt kann sterben, doch er kann nicht tot sein. Wir haben es mit dem Phänomen der »Untotbarkeit« des ältesten Mannes der Welt zu tun. Ein logisches Dilemma.

Es ist genau wie mit den Königen in Frankreich. Wir alle kennen doch den berühmten Ruf: »Der König ist tot! Es lebe der König!« In dem Moment, da der alte König die Augen schließt, ist sein Thronfolger bereits der neue König. Selbst wenn der gerade in Italien ist und auf Grund eines Stromausfalls nichts mitbekommt. In Anlehnung daran hätte man den Artikel über das bedauernswerte Ableben des 114-jährigen Seidenraupenzüchters aus Japan vielleicht so überschreiben können: Der älteste Mann der Welt ist tot! Es lebe der älteste Mann der Welt!

Auch die Überschrift »Regionalbahn raste auf Abstellgleis« (»Bild.de«) enthält einen Widerspruch. Die Bahn kann nämlich nicht rasen, sie liegt meist flach auf dem Boden und bewegt sich nur innerhalb einer kalkulierten Dehnungsspanne. Was da raste, war ein Zug. Nun wird das Wort »Bahn« im Volksmund zwar oft als Synonym für Zug verwendet, aber erzählen Sie das mal einem Eisenbahner oder, noch folgenreicher, einem Eisenbahn-Enthusiasten. Unter einem 20-Minuten-Vortrag kommen Sie da nicht weg. Vielleicht ist der Server von »Bild.de« unter dem Proteststurm der

Freunde der Eisenbahn zwischenzeitlich kollabiert. Vielleicht blieb er auch unbehelligt.

Wem diese Ausführungen zu haarspalterisch sind, dem empfehle ich, das Buch beiseite zu legen und einen gemütlichen Spaziergang zu unternehmen. Sollten Sie dabei einen Zug sehen, können Sie rufen: »Nun brat mir einer einen Zwiebfisch: Die Bahn kommt!«

Das Elend mit dem Binde-Strich

»Herr Doktor, mir geht es gar nicht gut«, jammerte das Strich-Männchen. »Ich habe Verdauungs-Probleme, Magen-Schmerzen und Kopf-Weh. Hinzu kommen Vitamin-Mangel, Schlaf-Defizit und Arbeits-Stress.« Der Arzt nickte mitleidig und notierte dann: »Schwerer Fall von Koppelitis!«

Eines der besonderen Merkmale der deutschen Sprache ist die Fähigkeit, durch Zusammensetzung von Wörtern neue Begriffe entstehen zu lassen. Aus Sport und Platz wird Sportplatz, aus Dampf und Schiff wird Dampfschiff, aus Auto und Bahn wird Autobahn. Dies gilt nicht nur für zwei Wortteile, sondern für beliebig viele: Sportplatztribüne, Dampfschiffahrtsgesellschaft, Autobahnraststättenbetreiber. Irgendwann droht so ein Wort allerdings unleserlich zu werden, und für diesen Fall empfiehlt sich dann die Verwendung eines Bindestrichs: Sportplatztribünen-Hinterausgang, Dampfschiffahrtsgesellschafts-Vizechef, Autobahnraststättenbetreiber-Ehepaar.

Die Lesbarkeit sollte neben der Verständlichkeit stets oberste Maxime beim Schreiben sein. Eine Wortkette aus mehr als 30 Buchstaben erweist sich für das lesende Auge bisweilen als Stolperstein und führt zu Irritationen. Ein sinnvoll gesetzter Bindestrich kann Abhilfe schaffen und den Lesefluss verbessern. So weit – so gut.

Manche Menschen halten den Bindestrich allerdings für die coolste Sache seit Seligsprechung des Apostrophs in »Hertha's Bierstübchen«. Sie setzen ihn geradezu verschwenderisch, bei jeder sich bietenden Gelegenheit. »Sieht irgendwie besser aus«, lautet eine der häufigsten Begründungen.

So entstehen zerrupfte Gebilde wie Atom-Krieg, Jahrhundert-Flut, Gedenk-Veranstaltung und Ausnahme-Zustand: Wortzusammensetzungen, die nur noch Wort-Zusammensetzungen sind. Selbst Miniwörter werden noch zu Mini-Wörtern zerbindestrich: Partei-Tag, Spar-Plan, Golf-Platz, Seh-Test. Der Bindestrich wird dabei seinem Namen immer weniger gerecht; denn er trennt mehr, als dass er bindet. Deshalb heißt er in der Druckersprache wohl auch Divis.

Wie in vielen anderen Bereichen hat die Rechtschreibreform auch in puncto Bindestrich die Regeln gelockert. Durften ehemals nur Zusammensetzungen aus mindestens vier Wortgliedern gekoppelt werden, so kann inzwischen auch bei drei oder nur zwei Wortgliedern ein Divis eingefräst werden, sofern dies der Lesbarkeit dient. Koppelungen in Wörtern wie Umsatzsteuer-Tabelle und Lotto-Annahmestelle sind erlaubt. Dennoch ist die Rechtschreibreform keine Rechtschreib-Reform.

Wer darin ein Signal zum vollständigen Verzicht auf Zusammenschreibung zu erkennen glaubte, hat das Regelwerk gründlich missverstanden. Was wiederum nichts Außergewöhnliches ist, denn wer könnte schon von sich behaupten, die Rechtschreibreform verstanden zu haben?

Natürlich gibt es nach wie vor bestimmte Fälle, in denen der Bindestrich angebracht ist. Die berühmte Tee-Ernte, die als Teeernte aussieht, als hätte die »e«-Taste geklemmt, ist so einer; die Schwimm-Meisterschaft ein weiterer. Grundsätzlich ist festzuhalten: Ein Bindestrich ist immer dort willkommen, wo es gilt, ein Missverständnis zu vermeiden oder einen Bestandteil

hervorzuheben; er dient also dem Ziel, Klarheit zu schaffen.

Allein: Wie Sätze im Sinne des Klaren schaffen, wo Bindestrichlücken in Scharen klaffen? Sind Wörter wie »Atomwaffenarsenal«, »Uranmunition« und »Verkehrschaos« zu komplex, um zusammengeschrieben zu werden? Ist der durchschnittlich geübte Leser mit dem Wort »Antiterrorkomitee« bereits überfordert? Kann unser Gehirn nur ein »Anti-Terror-Komitee« erfassen und verstehen? Manche Schreiber muten ihren Lesern statt Kraftnahrung nur Bröckchen-Kost zu. Doch vielleicht unterschätzen sie sie. Zu welch erstaunlichen Leistungen unser Hirn im Stande ist, beweist jener Text, der unlängst in mehreren Varianten im Internet kursierte:

Gmäëß eneir Sutide eneir elgnihcesn Uvinisterät ist es nchit witihcg, in wlecehr Rneflogheie die Bstachuebn in eneim Wrot snid, das ezniige, was wcthiig ist, ist dsas der estre und der leztte Bstabchue an der ritihcegn Pstioion sehten. Der Rset knan toaelsr Bsinöldn sien, todzterm knan man ihn onhe Pemoblre leeen. Das legit daarn, dsas wir nihet jeedn Bstachuebn enzelin leesn, snderon das Wrot als Gnaezs.

Wenn Sie den Text trotz aller orthographischen Kapriolen lesen konnten, dann ist Ihr Hirn auch in der Lage, mit einem Antiterrorkomitee fertig zu werden. Buchstäblich, nicht wörtlich.

Um es bildhaft auszudrücken: Wo ein Bindestrich steht, da holt das Auge gewissermaßen Luft. Um bei längeren Wortketten nicht aus der Puste zu kommen oder um ein Element besonders zu betonen, ist das Luftholen eine sinnvolle Sache. Doch in einem Text, in dem Auto-Bombe, Polizei-Einsatz, Verkehrs-Chaos und Rettungs-

Maßnahmen gekoppelt stehen, fängt das Auge vom vielen Luftholen förmlich zu japsen an.

Besonders hässlich ist es, Wörter auseinander zu reißen, die über ein so genanntes Fugen-s verfügen. Denn dieses »s« erfüllt ja bereits die Funktion eines Bindezeichens: Botschaftsgebäude, Regierungskurs, Entwicklungshilfe, Kriegsmaschinerie und Zeitungsente sind Zusammensetzungen, mit denen das Auge spielend fertig wird. Botschafts-Gebäude, Regierungs-Kurs, Entwicklungs-Hilfe, Kriegs-Maschinerie und Zeitungs-Ente erwecken den Eindruck, die deutsche Sprache gehe am Stock. Texte werden nicht lesbarer, sondern verkommen graphisch zu einer trostlosen Strich-Landschaft.

Manch einer meint vielleicht, dass Zusammensetzungen mit Namen grundsätzlich auseinander geschrieben werden. Doch das kann nur behaupten, wer beim Monopoly noch nie an der Goethestraße oder der Lessingstraße ein Hotel gebaut hat. Die fürs Deutsche so charakteristische Tendenz zur Zusammenschreibung nimmt auch Namen nicht aus. Verbindungen mit einem Personennamen oder einem geographischen Namen, die ihren Platz in der Geschichte gefunden haben, werden zusammengeschrieben: Bachkantate, Marshallplan, Adenauerzeit, Vietnamkrieg. Was jünger oder weniger bekannt ist, darf getrost noch gekoppelt werden: Webber-Musical, Hartz-Pläne, Kohl-Ära, Irak-Krieg. Die Zeit wird zeigen, ob diese Begriffe dauerhaft zusammenwachsen oder wieder in ihre Einzelteile zerfallen. Beim Irak-Krieg lässt sich schon heute eine starke Neigung zur Zusammenschreibung feststellen. In die Geschichtsbücher wird er wohl als Irakkrieg eingehen.

Wenn Vereine, Organisationen, Firmen und Marken im Spiel sind, dann kann der Name mit einem Bindestrich hervorgehoben werden: Tempo-Taschentuch, Golf-Händler. Wenn aber kein Teil des Wortes hervorgehoben werden soll, besteht auch kein Grund, einen Bindestrich zu setzen. Bei Tempolimit oder Golfschläger ist das Divis schlichtweg überflüssig.

Immer wieder appelliert irgendjemand an die Volksgesundheit, die Moral oder die Vernunft mit Aufrufen wie »Deutsche, treibt mehr Sport!« oder »Deutsche, esst mehr Schweinefleisch!«. Der Bundesverband der Fachärzte gegen Bindestrichmissbrauch empfiehlt: »Deutsche, schreibt mehr zusammen! «

Der Bindestrich (Divis), nicht zu verwechseln mit dem (längeren) Gedankenstrich, erfüllt die Funktion einer Lesehilfe. Bei Zusammensetzungen mit Fremdwörtern gilt: Der Bindestrich dient zur Hervorhebung des Unbekannten, Unerwarteten, Ungewöhnlichen. Für viele deutschsprachige Menschen sind Wörter wie Computer, Internet und online heute nichts Ungewöhnliches mehr, sodass sie in Zusammensetzungen wie Computerbranche, Internetfirma und Onlinedienste auf den Bindestrich verzichten. Dies entspricht durchaus dem Prinzip der deutschen Sprache: Wortzusammensetzungen, die sich bewährt haben, werden als ein Wort geschrieben. Zusammensetzungen mit Fachfremdwörtern, die noch keinen festen Platz im deutschen Wortschatz haben, dürfen/sollten gekoppelt werden: Remote-Rechner, Viren-Patch, Consulting-Unternehmen.

Die Sucht nach Synonymen Gebrauchs als Platzhalter haben sich diese Ortschaften dauerhaft ins öffentliche Bewusstsein eingebrannt.

Unter Journalisten ist ein Sport besonders beliebt: die Jagd auf Ersatzwörter. Gesucht werden einprägsame

Stellvertreter und dynamische Platzhalter, die dem Text eine Extraportion Curry verleihen. Die Verwendung von Synonymen ist in manchen Ressorts so unverzichtbar wie der Reifenwechsel in der Formel 1.

Jedes Kind weiß, dass Michael Schumacher aus Kerpen stammt und Jan Ullrich in Rostock geboren wurde. Seltsamerweise weiß kaum jemand, wo Angela Merkel, Edmund Stoiber und Gerhard Schröder das Licht der Welt erblickten oder aufgewachsen sind. Haben Profisportler einen höheren Bekanntheitsgrad als Spitzenpolitiker? Das kann nicht sein, wie Umfragen bestätigen. Immerhin geben sich die PR-Berater von Merkel, Stoiber und Schröder alle Mühe, ihre »Schützlinge« bekannt und populär zu machen, und wenn man sich die Nachrichten anschaut, dann sieht man Schröder, Stoiber und Merkel auch immer als Erstes; Schumacher und Ullrich kommen erst ganz am Ende, vor dem Wetter.

Im Journalismus gibt es viele Absprachen und Regeln. Eine davon scheint zu sein, dass man den Namen der Person, um die es gerade geht, erst dann ein zweites Mal erwähnen darf, wenn man zwischendurch mindestens zwei Synonyme verwendet hat. Dies gilt besonders im Sport. So lesen wir in Texten über Michael Schumacher regelmäßig wiederkehrende Ersatzbezeichnungen wie »der Ferrari-Pilot«, »der sechsmalige Formel-1-Weltmeister«, »der 35-Jährige« und eben »der Kerpener«. Steffi Graf war immer »die Brühlerin« und Boris Becker »der Leimener«. Kein Mensch hatte je zuvor von Leimen oder Brühl gehört, aber dank ihres häufigen

Mit Sportler-Synonymen ließe sich manch unterhaltsames Quiz bestreiten: Wer ist »der Bayern-Kapitän«, »der Rekord-Keeper« und »der Torwart-

Titan«? Natürlich: Oliver »Olli« Kahn. Und wer ist »der Überflieger«, »der Hinterzartener« und »der Vierfach-Sieger der Vierschanzentournee«? Richtig: Sven »Hanni« Hannawald. Aber wer ist »der Oberaudorfer«, »der zweimalige Bayern-Sieger« und der »Bambi-Preisträger 1993«? Das wissen Sie nicht? Edmund »Eddy« Stoiber! Diesen Mann hätten Sie fast zum Bundeskanzler gemacht, und Sie wissen nicht mal, dass er aus Oberaudorf stammt!

Der Test bestätigt: Der Sport kommt ohne Antonomasien (denn so lautet der Fachterminus für das Ersetzen von Eigennamen durch ein besonderes Merkmal) nicht aus und macht sie notfalls so berühmt wie den Namensträger selbst. Was sich hingegen in Sporttexten nur sehr begrenzt findet, obwohl seit vielen Jahrhunderten fester Bestandteil der deutschen Sprache, das sind Personalpronomen wie »er« und »sie«. Angesichts ihrer sparsamen Verwendung muss man sich die Frage stellen, ob Pronomen unsportlich sind? Ein Beispiel aus einer Meldung über Franziska von Almsick: Statt »Am Samstag wird sie im Rahmen des ZDF-Sportstudios ab 22.25 Uhr die Paarungen für die zweite Hauptrunde im DFB-Vereinspokal auslosen« steht dort »die fünffache Goldmedaillen-Gewinnerin der Europameisterschaften«. Das ist zwar nicht kürzer, enthält aber einen weiteren »hammerharten Fakt« und hilft, ein vermeintlich weiches, kraftloses Pronomen zu vermeiden.

Unsportlich ist auf jeden Fall auch die »ungetunte« Sportsparte. Ein Ersatzwort für Schumacher findet man nämlich ausgesprochen selten: Rennfahrer. Pilot, ja; Weltmeister, immerzu; doch Rennfahrer? Steffi Graf wurde auch selten »Tennispielerin« genannt, obwohl sie vor allem eines toll konnte: Tennis spielen. Stattdessen

wurde sie so oft als »Tennis-Star« titulierte, dass der ursprüngliche Glamour des Wortes »Star« irgendwann verblasste. Nach der tausendsten Wiederholung bleibt in der Wahrnehmung des Lesers nur noch der matte Glanz eines Blechsterns.

Nehmen wir mal an, die Politikredaktionen würden derselben Synonymitis verfallen: Namen würden plötzlich selten, Pronomen tabu und Antonomastien allmächtig; dann hörten sich Berichte über den Bundeskanzler womöglich so an:

Zum Auftakt der Konferenz stellte sich der 60 jährige SPD-Star den Fragen der Presse. »Ich bin sehr zuversichtlich«, so der Hannoveraner, »dass das, was wir uns vorgenommen haben, in seiner Machbarkeit auch umsetzbar ist.« Der Profi-Politiker, der zurzeit mit einer Reform-Verstauchung zu kämpfen hat, wird auch 2006 wieder an den Start gehen. »Joschka und ich sind uns einig, und Doris ist auch dafür«, verriet der zweimalige Wahlgewinner von 1998 und 2002.

Die Suche (oder die Sucht) nach Ersatzwörtern beherrscht aber nicht nur den Sport allein, auch im Wirtschaftsjournalismus geht man immer wieder gerne auf die Pirsch. Folgender Dialog aus einer Wirtschaftsredaktion ist überliefert:

»He, sag mal schnell ein anderes Wort für Frankfurt!« »Mainmetropole!«

»Mainmetropole hab ich schon. Sag noch mal was anderes.«

»Bankenstadt.«

»Steht bereits in der Bildunterschrift. Weißt du nicht noch was?«

»Wie wär's mit Mainhattan?«

»Ja, das ist hübsch, aber >Main< hatte ich doch oben schon.«

»Dann schreibst du oben >Hessenmetropole< und unten >Mainhattan<«

»Hessenmetropole? Hört sich komisch an. Klingt das nicht irgendwie ... provinziell?«

»Wenn du schon mal in Frankfurtgewesen wärst, dann wüsstest du: Frankfurt ist provinziell!«

»Also schön, dann eben Hessenmetropole. Klingt trotzdem komisch. Wie nackter Arsch im Persianer.«

Kennen Sie den Unterschied zwischen dem »Glücksrad« und einer Nachrichtenredaktion? Beim »Glücksrad« werden immer nur einzelne Vokale gekauft; in der Redaktion hält man sich mit solchem Kleckerkram nicht auf, da heißt es gleich: »Ich kaufe ein Synonym!«

Leichensäcke aus dem Supermarkt

Für Verkaufsstrategen ist der Griff in die Englisch-Schublade längst zur Selbstverständlichkeit geworden. Um hiesige Produkte »hipper« und »cooler« zu machen, wird alles bedenkenlos mit englischen Vokabeln beklebt. Der Griff zum Wörterbuch hingegen wird oft vergessen. Da bleiben peinliche Irrtümer nicht aus.

Eine wahrhaft gruselige Geschichte erlebte ein Student aus Oldenburg. Als er gedankenverloren in der Mensa speiste, wurde er plötzlich auf eine Gruppe von amerikanischen Austauschstudenten aufmerksam, die sich am Nebentisch erregt über einen Werbeprospekt einer Supermarktkette unterhielten. Es ging um irgendein supertolles Angebot, doch ganz offensichtlich war es nicht der günstige Preis, der die Amerikaner in Erstaunen versetzte, sondern der angepriesene Artikel selbst. Der Student stellte die Lauscher auf und verstand irgendetwas mit »bag«. Er konnte sich zunächst noch keinen Reim drauf machen und aß daher sein gar köstliches Mensa-Menü in Ruhe zu Ende.

Als der Student anderntags zum Einkaufen ging, prallte er im Supermarkt gegen eine Werbetafel, auf der »body bags« angeboten wurden. Tatsächlich handelte es sich dabei um mehr oder weniger modische Rucksäcke. Nachdenklich blieb der Student vor dem Angebot stehen und kramte in seiner Erinnerung: » Hmm . . . body bags? Da war doch was! « Kein Zweifel, er hatte den Begriff schon mal gehört, aber in einem anderen Zusammenhang. Und dann fiel es ihm wieder ein: Ein Kinofilm war's. Einer über den Vietnam-Krieg. Mit viel Blut und vielen Toten. Eine ungute Ahnung beschlich ihn. Sowie er zurück in seiner Wohnung war, griff er nach dem Englisch-Wörterbuch und schlug nach. Und da stand es, schwarz auf weiß: »body bag« bedeutet Leichensack!

Nun verstand der junge Mann, was die Gemüter der amerikanischen Austauschstudenten so erregt hatte: Leichensäcke im Supermarkt. Und dann auch noch im Sonderangebot!

Wer sich die Mühe macht und ein bisschen recherchiert, der wird feststellen, dass es in deutschen Verkaufsangeboten von Leichensäcken nur so wimmelt. Allein bei Ebay finden sich Dutzende von »body bags«, in allen Größen und Farben. Die Interpretation, was genau ein solcher sei, geht da von Bauchtäschchen über Umhängetasche bis hin zum Tornister.

Auf internationalen Flügen der Lufthansa soll es schon vor-gekommen sein, dass das Bordpersonal den Reisenden »body bags« zum Verkauf angeboten hat. Gemeint waren damit diese praktischen Sets mit Augenklappen, Pantoffeln und Ohrstöpseln. Über dadurch ausgelöste Fälle von Massenhysterie oder gehäufte Ohnmacht unter den englischsprachigen Passagieren ist zum Glück bislang nichts bekannt.

Meistens soll »body bag« wohl aber nichts anderes als Rucksack bedeuten. Das Wort Rucksack scheint jedoch völlig aus der Mode gekommen zu sein. Vermutlich klingt es zu deutsch, zu sehr nach Bergwandern, nach Matterhorn und Kuhglockengeläut. Das schreckt die Jugend ab, die schließlich Englisch gewohnt ist, auch wenn sie es gar nicht immer versteht. Fazit: kein Verkaufsschlager ohne englisches Etikett (cooler: Label). Aber wenn »body bag« nun gar nicht das bedeutet, was die Anbieter meinen, was heißt »Rucksack« dann tatsächlich auf Englisch? Machen wir rasch die Gegenprobe im Englisch-Wörterbuch. Da steht zum einen backpack, als Bezeichnung für die großen

Wanderrucksäcke, aber noch davor, gleich an erster Stelle, steht zu lesen, man glaubt es kaum: rucksack.

So weit ist es also schon gekommen, dass deutsche Werbemacher und Marketingstrategen sich neue englische Begriffe ausdenken müssen, weil das englische Wort zu deutsch klingt. Mit lawn mower und outdoor grill wird sich dann wohl bald auch nichts mehr verdienen lassen. Wie wär's also mit lawn shaver und outdoor roast? Wie bitte, Sie haben noch keinen? Dann aber nix wie los!

Im Bann des Silbenbarbaren

Aus dem Silbensumpf hat sich ein Suffix erhoben, den deutschsprachigen Raum zu erobern. Und zwar bar jeder Rücksicht: Was früher unverwüstlich war, ist heute unverwüstbar, wenn nicht unkaputtbar. Produkte werden kaufbar, Entscheidungen akzeptierbar, Menschen erinnerbar. Der Siegeszug des Silbenbarbaren scheint unaufhaltbar.

Die Endsilbe -bar ist auf dem Vormarsch. Und im Moment sieht es so aus, als wäre sie durch nichts auf haltbar. Wie ein Heer grimmiger Orks rückt sie voran und nimmt ihren schwächeren Konkurrenten Lich, Abel und Sam eine Bastion nach der anderen ab. Die Genannten sind nicht etwa Hobbits, sondern Suffixe.

Innerhalb kurzer Zeit ist die Macht der Silbe ins Unermessbare gestiegen. Sagen Sie noch »unerklärlich« oder schon »unerklärbar«? Sind Vergangenheit und Schicksal für Sie unveränderliche oder unveränderbare Größen? Ist das Unaussprechliche für Sie bereits zum Unaussprechbaren geworden?

Wenn ja, dann befinden Sie sich möglicherweise im Bann des Silbenbarbaren. Dann hat er Sie erfolgreich auf seine Seite gezogen. Sie waren anscheinend fangbar. Nun sind Sie ihm dienstbar. Unaufhörbar.

Besonders starke Faszination übt der Barbar auf Politiker aus. Die haben nämlich festgestellt, dass ihre Sprache dynamischer klingt, wenn sie ihre inhaltsleeren Phrasen mit ein paar Bar aufpumpen. Dinge sind machbar, Risiken kalkulierbar, Forderungen verhandelbar und Reformen umsetzbar. Manches ist» ad hoc nicht entscheidbar«, und nicht jedes Problem von heute auf morgen »bewältigbar«, doch Solidarität

jederzeit »leistbar«. Mit solch markanten, wie in Marmor gemeißelten Ausdrücken wirkt selbst der mickerigste Politiker noch wählbar. Stilistisch wird er allerdings zunehmend unertragbar.

Für »nicht akzeptabel« sagt man heute auch gerne schon mal »nicht akzeptierbar«. Regierende halten Forderungen der Nichtregierenden in der Regel für »nicht diskutierbar«. Adieu, du schöne Endsilbe -abel. Wie wohl klangest du in unseren Ohren. Dein Niedergang ist äußerst blambar, aber offenbar unverhinderbar.

Judas mag käuflich gewesen sein, doch das ist Geschichte. Die Verräter von heute sind kaufbar! So wie jene Wahlstimme, die im Internet »ersteigerbar« und »für 990 Euro sofort kaufbar« ist. Kaufbar sind auch noch ganz andere Sachen. Zum Beispiel Algen. Die »Sächsische Zeitung« zitiert einen Tiefseespeise-Experten mit den Worten: »Solche Algen sind bereits kaufbar und im deutschen Lebensmittelrecht zugelassen.«

Nichts gegen Kreativität in der Sprache! Dass Musik »tanzbar« sein kann, hat man den Vor- und Nachsprechern der MTV- und Viva-Generation noch durchgehen lassen. Doch es ist nicht mehr verzeihlich, wenn ein Seitensprung für »verzeihbar« gehalten wird. Unübertrefflich schlecht wird es, wenn eine Schlechtigkeit als »unübertreffbar« bezeichnet wird. Nicht zuletzt geht es um den Klang der Worte: Ein Wort wie »erübrigbar« klingt wie der berühmte Schrankkoffer, der die Treppe hinunterpoltert – nicht alles, was sich grammatikalisch verwirklichen lässt, ist stilistisch »verwirklichbar«.

Wohnungssuchenden wird gern geraten, sich »positiv
erinnerbar zu machen«. Manch einer möchte aber gar
nicht rememberbar sein. Remembernswert, das ließe man sich
noch gefallen. Aber rememberbar?

Grundsätzlich ist gegen Wörter auf -bar nichts
einzuwenden; viele von ihnen sind sogar unentbehrlich.
Doch eben nicht unentbehrbar. Wenn die Endung
unkrautartig wuchernd anstelle anderer Silben tritt,
natürliche Infinitive verdrängt und uns zu
Wortschöpfungen verleitet, die unsere Sprache nicht
braucht, dann sollte man alle Kraft zusammennehmen
und das barbarische Suffix abschütteln.

Unser Wortschatz ist wie eine prall gefüllte Tonne
bunter Lego-Steine, die sich immer wieder anders
zusammenfügen lassen. Doch nicht jede Konstruktion ist
sinnvoll. Und längst nicht jede hält der baupolizeilichen
Prüfung stand. Manche verstößt gegen grammatikalische
Prinzipien.

Eines dieser Prinzipien lautet, dass Adjektive auf -bar
nur von transitiven Verben gebildet werden können.
Transitive Verben sind Verben, die – im Unterschied zu
intransitiven – ein Objekt haben können oder sogar
benötigen.

Puristen wollen daher nicht einmal »unverzichtbar«
gelten lassen, da »verzíchten« nicht transitiv ist. Das
Wort existiert allerdings schon seit dem 19. Jahrhundert
und dürfte inzwischen als anerkannte Ausnahme der
Regel gelten.

So gesehen war übrigens die historische Behauptung,
die »Titanic« sei »unsinkbar«, nicht nur inhaltlich,
sondern auch grammatikalisch unhaltbar.

Unglücklicherweise müssen Wirtschaftsjournalisten
irgendwann beschlossen haben, dass das Verb »handeln«

transitiv sei, denn ständig liest man von »handelbaren« Waren und Wertpapieren.

Die buntesten Blüten aber treibt der Sport. »Bochum unabsteigbar«, sagte man dem VfL gerne nach. Was einst eine spaßige Wortschöpfung war, wurde von der Presse derart häufig wiedergekaut, dass der Originalitätsbonus inzwischen restlos verbraucht ist. »Unabsteigbar« stieg zum Lieblingswort der Bundesliga-Berichterstatter auf und lieferte die Vorlage für zahlreiche weitere sportsprachliche Offenbarungen. Trainer sind plötzlich »uneintauschbar«, Spieler »unbeschädigbar« und Schiedsrichter »unbeleidigbar«. Hier herrscht die Endsilbenbarbarei völlig unhemmbar.

Es bleibt die Frage, wie lange die Macht des Barbaren erhaltbar ist. Denn schon hat sich aus dem schlammigen Morast des Silbensumpfs ein weiteres Suffix erhoben, um die Welt das Fürchten zu lehren. Es fällt über hilflose Verben und Verbalsubstantive her und geht mit ihnen groteske Verbindungen ein. Wozu es »fähig« ist, zeigt es bevorzugt in Hauswurfsendungen: »Die Küche ist erweiterungsfähig«, verspricht ein Hersteller, »das Regal ist verstellfähig«, behauptet ein anderer, und ein Altkleidersammler bittet darum, »nur tragfähige Kleidung« abzugeben. Autobahnfahrer, die rechts fahren und nicht zu schnell sind, sind »überholfähig«, und Politiker behaupten gern, das bisher Erreichte sei »verbesserungsfähig«. Das würde ja bedeuten, das Erreichte sei in der Lage, sich aus eigener Kraft zu verbessern! Wie wunderbar! Wozu brauchen wir dann eigentlich noch Politiker?

Wie der Kampf der Silben ausgeht, bleibt abwartbar. Oder abwartungsfähig. Vielleicht haben wir es in ein paar Jahren mit akzeptierungsfähigen Entscheidungen zu tun,

mit kauffähigen Produkten und erinnerungsfähigen Menschen.

Die Übermacht der -ierungen

Kennen Sie diese Phone-in-Shows, wo der Anrufer möglichst lange Sätze mit vielen Hauptwörtern bilden muss? Sowie er ein Verb sagt, ertönt ein hässliches Geräusch, und er hat verloren. Diese Shows haben diverse Formate und laufen auf vielen Kanälen. Man sieht sie überall dort, wo Menschen mit amtlichem Auftrag in ein Mikrophon sprechen.

»Willst du nicht mal was über die unsinnige Akkumulation von Substantiven in der Politikersprache schreiben?«, wurde ich gefragt. »Na klar doch«, antwortete ich prompt, »die Konkretisierung einer solchen Möglichkeit befindet sich bereits im Stadium zielorientierter Maßnahmenenergreifung.«

Es ist ja wahr: Das Pfropfen von gewöhnlichen Verben mit dem Ziel, sie zu bedeutsam klingenden Hauptwörtern zu veredeln, scheint eine heimliche Leidenschaft der Reden-Züchter in deutschen Landen zu sein.

Das Phänomen ist nicht neu. Über den fatalen Hang zur Substantivierung gerade im Amtsdeutsch haben sich schon Generationen von Sprachverbesserern ausgelassen. Leider ohne erkennbare Wirkung, denn noch immer wimmelt es in der Sprache von Substantiven, sowie der Ton offiziell klingt.

Dafür gibt es eine Reihe guter Gründe: Substantive haben Kraft, sie signalisieren Entschlossenheit und suggerieren Sachverstand. Substantive sind männlich, selbst wenn sie weiblich sind. Sie sind mächtig. Wer mitmischen will da oben, braucht Substantive. Viele. Am besten einen ganzen Koffer voll. Koffer kommen in Politikerkreisen immer gut an. Hinter Substantiven kann

man sich auch gut verstecken. Wenn man selbst eigentlich keinen Plan hat oder im Zweifel ist, ob man die richtige Entscheidung getroffen hat, dann kann man seine Unsicherheit durch Errichtung eines Palisadenzauns aus Nomen geschickt verbergen.

Um den Zustand totaler Ratlosigkeit zu verschleiern, spricht man gerne vom »Prozess des Auslotens«; wenn etwas ausnahmsweise mal nicht reformiert werden soll, so wie die Wehrpflicht zum Beispiel, dann ist die Rede von »Beibehaltung« (geradezu erstaunlich, dass noch niemand »Beibehalt« daraus gemacht hat), und wenn der Haushalt zu kollabieren droht, ist die »Deckelung der Ausgaben« in aller Munde.

An Wortschöpfungen wie »Nachhaltigkeit« haben wir uns inzwischen schon gewöhnt, an Blähwörter wie die von Bundesumweltminister Trittin gern erwähnte »Zielerreichung« zum Glück noch nicht.

Häufig war auch die Rede vom »Vorziehen der Steuerreform«. Das Wort steht so nicht im Duden, aber das muss nichts heißen. Im Duden steht nicht alles. Gallseife zum Beispiel steht auch nicht drin, obwohl das ein seit Generationen bewährtes Hausmittel ist. Und in der Erklärung des Kanzlers zu Berlusconis Nazi-Vergleich heißt es: »Ich habe die Erwartung, dass der italienische Ministerpräsident sich in aller Form ... entschuldigt.« Warum eigentlich »Ich habe die Erwartung«? Wenn er gesagt hätte »Ich erwarte«, hätte das energischer und vor allem verbindlicher geklungen. So lässt er ein Hintertürchen offen, um, wenn es hart auf hart kommt, sagen zu können: »War doch nicht so gemeint, lieber Silvio! Von >erwarten(habe ich doch nie was gesagt.«

Erinnern Sie sich noch an die Debatte über die »Bereitstellung der Mittel zur Gewährung von Leistungen an ehemalige Zwangsarbeiter und von anderem Unrecht aus der Zeit

des Nationalsozialismus Betroffene«? So heißt es jedenfalls in einer Drucksache des Deutschen Bundestages aus dem Jahre 2001. Und das ist vermutlich noch harmlos.

Natürlich ist gegen die Substantivierung von Verben generell nichts einzuwenden. Aber in erhöhter Konzentration machen diese Nomen die Sprache sperrig und hölzern. Sie mögen wichtig klingen, tragen aber nicht zur besseren Verständlichkeit bei.

Schuld am Substantivierungswahn sind aber möglicherweise gar nicht die Politiker, sondern die Juristen. Die Parlamentarier müssen ja stapelweise Akten, Anträge und Gesetzesvorlagen durchlesen, aus denen der Nominalstil ebenso wenig wegzudenken ist wie der Stau von deutschen Autobahnen. Da ist von »Feststellung der Auslotung der Vergleichsmöglichkeiten« die Rede, von »Abschmelzung der für Unternehmen des produzierenden Gewerbes und der Landwirtschaft aus Wettbewerbsgründen geschaffenen Begünstigungen « und von » Zulassung der Arbeitnehmerüberlassung zwischen Unternehmen unterschiedlicher Wirtschaftszweige«, um nur ein paar Beispiele aus einem unerschöpflichen Quell nominaler Wortschöpfungen zu nennen.

Anfangs sperrt man sich vielleicht noch dagegen und denkt: »Was für ein Quatsch! Das lässt sich doch auch klarer ausdrücken!« Doch irgendwann ist selbst der eloquenteste Abgeordnete weich gekocht und ergibt sich der Übermacht der -ierungen, -nahmen und -barkeiten.

Wer soll's wissen? Unsereiner steckt da nicht drin, wie es so schön heißt. Die Drinnensteckung ist nicht gegeben, würde der Parlamentarier wohl sagen.

Das Verflixte dieses Jahres

»Wir haben zum 1. Januar diesen Jahres die Steuern gesenkt«, verkündet die Regierung stolz. Das ist natürlich erfreulich, auch wenn es leider nicht richtig ist; denn diese Aussage enthält einen Fehler. Der ist allerdings so weit verbreitet, dass er kaum noch auffällt. Gerechnet wird immer mit dem schlimmsten Fall, nur nicht mit dem zweiten.

Munter singend läuft das Rotkäppchen durch den Wald, in der Hand den Korb mit Kuchen und Wein für die Großmutter. Da erscheint der Wolf und spricht: »Hallo, mein Kind, so spät noch unterwegs?« — »Grüß dich, Wolf!«, ruft das Rotkäppchen furchtlos, »wie geht's?« — »Phantastisch!«, sagt der Wolf, »ich habe mir Anfang diesen Jahres einen roten Sportwagen gekauft, der ist einsame Spitze! Wenn du willst, kann ich dich ein Stück mitnehmen!« — »Einen Sportwagen? Ich glaub dir kein Wort!« — »Doch, doch, er steht gleich dort drüben zwischen den dunklen, finsternen Tannen, hähä.« — »Der ist doch bestimmt geklaut!«, sagt das Rotkäppchen. Der Wolf hebt feierlich die Pfote: »Ich schwör bei deiner roten Kappe, ich habe ihn gekauft! Das heißt, vorläufig noch geleast, aber spätestens im Sommer diesen Jahres gehört er mir. Was ist, Bock auf eine Spritztour?« — »Nein danke«, erwidert das Rotkäppchen, »ich gehe lieber zu Fuß.« Und naseweis fügt es hinzu: »Übrigens heißt es zu Anfang und im Sommer dieses Jahres.« Damit springt es singend davon. Der Wolf denkt verächtlich: »Blöde Göre! Ob ich dich im Sommer diesen Jahres oder im Sommer dieses Jahres fresse, worin liegt da der Unterschied? Fressen werde ich dich so oder so!«

Jacob Grimm war nicht nur ein berühmter Märchensammler, sondern auch ein bedeutender

Sprachwissenschaftler. Mit seinem »Deutschen Wörterbuch« legte er den Grundstein für die Vereinheitlichung der deutschen Sprache. Sein Wolf hätte daher auch die korrekte Beugung des Demonstrativpronomens » dieses« gewusst. Der Wolf in obiger Rotkäppchen-Variation indes kennt sich nicht aus mit der Grammatik, vielleicht handelt es sich bei ihm um einen Wes-Wolf (eine Nebenform des Wer-Wolfs), vielleicht hat er aber auch einfach nur zu viel ferngesehen oder Zeitung gelesen, denn dort wird einem die falsche Genitiv-Form pausenlos um die Ohren geschlagen.

»Die Bundesregierung will ... den Zivildienst im Herbst diesen Jahres von zehn auf neun Monate kürzen«, schreibt zum Beispiel die »Bild«-Zeitung. Und die »WAZ« weist darauf hin, dass die Bewerbungsfrist für die Kulturhauptstadt Europas »im März diesen Jahres« abläuft.

Die Wes-Wölfe hausen überall: »Nach derzeitigem Stand will die EU Ende diesen Jahres über einen solchen Fahrplan entscheiden«, berichtet die »Süddeutsche Zeitung«. Und der »Tagesspiegel« meldet: »Mit einem neuen Gesetz will die rot-grüne Bundesregierung ab Sommer diesen Jahres die Schwarzarbeit in Deutschland stärker bekämpfen.«

Besonders schwer haben es die Rotkäppchen in Ostdeutschland — im sächsischen Blätterwald lauern die Wölfe gleich rudelweise. In der »Sächsischen Zeitung« gibt es fast täglich mindestens eine Stelle, an der die falsche Genitiv-Form zum Einsatz kommt. Drei Beispiele, alle in einer einzigen Ausgabe gefunden:

Im Sommer diesen Jahres soll der Umbau des Gebäudes abgeschlossen werden.

Ende diesen Jahres wird bestimmt wieder ein immergrüner Baum in Bischofswerda den Altmarkt schmücken.

Bei der Sportlerehrung im Landratsamt Bautzen wurden im März diesen Jahres auch zwei Wehrsdorfer ... geehrt.

Man ist schon versucht zu glauben, dies sei der berühmte sächsische Genitiv, von dem man im Schulunterricht gehört hat. Doch die Ver-Beugung dieses Pronomens ist ein gesamtdeutsches Phänomen. Mag die Sprache uns bisweilen auch trennen, die Sprachirrtümer führen uns wieder zusammen.

Die inflationäre Ausbreitung der falschen Fallbildung vor dem »Jahres«-Wort erregt Besorgnis und sorgt für Erregung. Dabei lässt die deutsche Grammatik hier keine zwei Möglichkeiten zu. Die Regel ist eindeutig. Man spricht ja auch nicht vom »Zauber diesen Augenblicks« oder vom »Ende diesen Liedes«, und ebenso wenig war Maria »die Mutter diesen Kindes«.

Wer dieses sagt, der muss auch jenes sagen. Wer also vom » Herbst diesen Jahres « spricht, der muss auch den »Frühling jenen Jahres« für richtig halten. Und tatsächlich: An die »Terroranschläge vom 11. September jenen Jahres« erinnert man sich bei der »WAZ«, und die »Frankfurter Rundschau« schreibt zum Jubiläum einer bunten Schweizer Armbanduhr: »Ganze zwölf Modelle waren es zunächst, die im Herbst jenen Jahres für einheitlich 50 Franken in den Handel kamen.«

Das Verflixte dieses Jahres liegt an seiner Ähnlichkeit mit anderen Wendungen, die ihrerseits völlig korrekt sind: im Herbst letzten Jahres, im Mai

vergangenen Jahres, im Sommer nächsten Jahres – stets endet das Attribut auf -n; und auch »die Wurzel allen Übels« mag als Vorbild gedient haben, denn: im Fall des zweiten Falles heißt »alles« nicht mehr

»alles«. So trat »diesen« durch Analogiebildung vor das Wort »Jahres« und vertrieb »dieses« von seinem angestammten Platz.

Die Rotkäppchen dieses Landes trifft ein hartes Los. Im Haus der Großmutter angekommen, findet das brave Kind die alte Dame seltsam verändert vor. »Großmutter, was hast du für große Ohren?«, fragt es verwundert. Die vermeintliche Großmutter lässt die Zeitung sinken, schielt über den Rand der dicken Brille und sagt: »Kindchen, Kindchen, nerv mich nicht mit deinen Fragen! Stell den Wein auf den Tisch und schere dich weg! Ich verdaue gerade deine zähe Oma und will bis zum Ende diesen Winters meine Ruhe!«

dieser, diese, dieses

	männlich	weiblich	sächlich
Nominativ	dieser Mann	diese Frau	dieses Jahr
Genitiv	dieses Mannes	dieser Frau	dieses Jahres
Dativ	diesem Mann(e)	dieser Frau	diesem Jahr(e)
Akkusativ	diesen Mann	diese Frau	dieses Jahr

Italienisch für Anfänger

Da sitzt es, das junge Paar, im gemütlichen »Ristorante Napoli« und studiert die Speisekarte. Kerzenschein, italienische Musik, alles umwerfend romantisch. Der Kellner kommt, um die Bestellung aufzunehmen. Sie macht den Mund auf – da nimmt das Unheil seinen Lauf.

Jeder kennt ihn, den »typischen Italiener« an der Ecke, bei dem man sich so richtig italienisch fühlt. Aus dem Lautsprecher quäkt Al Bano, an der umbrafarbenen Wand hängen Ölbilder von Neapel und Palermo, die Kellner sind klein, robust und flink und heißen Luigi, Sergio oder Alfredo. Die Luft ist geschwängert von Rotwein und Pesto. In einer solchen Atmosphäre regt sich in uns unweigerlich das Bedürfnis, die deutsche Identität abzustreifen und die Illusion von »la dolce vita« und »bella Italia« nicht durch falsche Aussprache all der Köstlichkeiten auf der Speisekarte frühzeitig zerplatzen zu lassen.

Sie bestellt einen Insalata mista und die überbackenen Spinat-Gnocchi, wobei sie die dicken Kartoffellarven »Gnotschi« ausspricht. Da sagt er zu ihr: »Schatz, es heißt nicht Gnotschi, sondern Njokki!« — »Woher willst du das wissen?«, gibt sie leicht pikiert zurück. »Weil das h das c erhärtet, so wie in Pinocchio. Der heißt ja schließlich nicht Pinotschio«, sagt er. Sie schaut zum Kellner auf und lächelt irritiert: »Also gut, dann nehme ich doch lieber die Spaghetti alla rabiata« — »Schatz, es heißt all'arrabbiata«, flüstert er und tätschelt ihre Hand. »Das hab ich doch gesagt!«, erwidert sie gereizt und zieht ihre Hand zurück. »Aber du hast es falsch betont«, sagt er. »Weißt du was?«, sagt sie, »dann bestell du doch das Essen!« — »Wie du willst, mein Schatz! Möchtest du nun die Gnocchi oder die Spaghetti?« —» Ist mir ganz

egal.« – »Gut. Dann nehmen wir zwei Insalate miste und zweimal die Njokki.« — »Sehr recht«, sagt der Kellner in fließendem Deutsch und notiert die Order. »Und welchen Wein wollen Sie trinken?« — Der Gast blickt seine Begleiterin an und fragt: »Schatz, welchen Wein möchtest du?« Ihr Blick fliegt über die Karte auf der Suche nach irgendetwas, das ihr bekannt vorkommt. »Tschianti«, sagt sie schließlich, woraufhin er sich zu verbessern beeilt: »Du meinst Kianti!« Während des Essens ist die Stimmung so lala; aus lauter Angst, etwas Falsches zu sagen, lenkt sie das Gespräch freiwillig auf Themen wie Tennis, Fernsehen und sogar Politik. Beim Nachtsch kommt es dann zur Katastrophe. Als der Kellner fragt, ob sie noch einen Kaffee wünschen, sagt sie zu ihrem Liebsten: »Ach ja, einen Espresso können wir noch trinken, nicht wahr?« Er nickt, woraufhin sie zum Kellner sagt: »Also zwei Espresso, bitte.« Da sagt er zu ihr: »Schatz, es heißt Espresso! Ein Espresso, zwei Espresso.« Sie zieht einen Schmollmund, der Kellner notiert: »Zwei caffè, kommt sofort!« — »Nein, warten Sie, nicht Kaffee, wir wollen zwei Espresso«, stellt er klar. »Si, si«, sagt der Kellner, »due caffè! In Italia ist caffè immer ein espresso!« Und mit einem verschmitzten Lächeln fügt er hinzu:» Das, was man in Deutschland unter Kaffee versteht, würde ein Italiener niemals anrühren!«

Den Triumph in ihrem Blick kann er nicht verwinden, und auf dem Nachhauseweg sprechen die beiden kein Wort miteinander.

So kann es kommen, wenn man in typisch deutscher Manier mal wieder besonders vorbildlich sein und alles genau richtig machen will. Dabei sind wir Deutschen so ziemlich das einzige Volk auf der Welt, das sich bemüht, Wörter aus einer fremden Sprache korrekt auszusprechen, und vermeintlich falsche, das heißt zu deutsch

klingende Aussprache bei anderen kritisiert. Über einen derartigen Eifer können beispielsweise die Franzosen nur verständnislos den Kopf schütteln. Zwar entlehnen auch sie zunehmend häufig Wörter aus dem Englischen, aber einem Nicht-Franzosen fällt dies kaum auf, denn die Franzosen sorgen mit ihrer Aussprache dafür, dass jedes noch so fremde Wort wie ein original französisches klingt.

Schon so manche Hausfrau hat ihren Freundinnen voller Stolz ihre neue » Espresso-Maschine « vorgeführt und ist dafür belächelt worden. Tatsächlich hat sie nichts anderes getan, als ein Fremdwort einzudeutschen. Die leichte Veränderung des Zischlautes hinter dem »E« ist nicht gravierender als bei der Umwandlung der »cigarette« zur »Zigarette«.

Dabei ist es eher peinlich, ein italienisches Wort in einer Weise auszusprechen, die man für italienisch hält, ohne es beweisen zu können. Latte macchiato, der umgekehrte Milchkaffee, wird nicht etwa »laste matschiato« oder »laste matschato« ausgesprochen, sondern »laste mackiato«. Das Wort »macchiato« ist übrigens mit dem deutschen Wort »Makel« verwandt und bedeutet »befleckt«. Ein »caffè macchiato« ist ein (mit Milch) »befleckter« (das heißt gestreckter) Espresso, umgekehrt ist ein »laste macchiato« ein mit Kaffee versetztes Milchgetränk.

Von fast noch größerer Bedeutung als die möglichst authentische Aussprache ist für den Hobby-Italiener die korrekte Bildung der Mehrzahl. Grundsätzlich gilt:

Italienische Wörter auf -o erhalten im Plural die Endung -i. Aus einem Cappuccino werden also zwei Cappuccini, aus einem Espresso zwei Espresso. Es ist im Deutschen aber ebenso erlaubt, »Cappuccinos« und

»Espressos« zu sagen. Was spräche dagegen – die italienische Grammatik etwa? Seit wann gilt die in Deutschland?

Dass der Wunsch nach korrekter Pluralbildung bisweilen ins Lächerliche kippen kann, beweist das Beispiel der Pizza: Die bunt belegten Teigfladen werden im Italienischen in der Mehrzahl »pizze« genannt, was in den Ohren der meisten Deutschen jedoch ungewohnt klingt. Daher sollte man Abstand nehmen von der Idee, Verkäuferinnen in einem Supermarkt mit dem Wort »Tiefkühlpizza« zu konfrontieren. Hier hat die deutsche Sprache die Mehrzahl nach ihren eigenen Regeln gebildet: Man kann Pizzas sagen oder Pizzen, beides ist richtig.

Viele italienische Spezialitäten befinden sich bereits im Plural, wenn sie bei uns in Deutschland eintreffen. Die oben erwähnten Kartoffelklößchen zum Beispiel heißen in der Ein-zahl Gnocco (gesprochen Njokko). Da selten ein Klößchen allein serviert wird, kennen wir sie nur als Gnocchi. Die Annahme, durch Anhängen eines Plural-s ließen sich aus Gnocchi viele, viele »Gnocchis« gewinnen, ist daher nicht korrekt.

Genauso wenig, wie einem »Spaghettis« an den Fingern kleben können. Die Einzahl der langen schlanken Nudel lautet spaghetti, demnach ist »Spaghetti« bereits die gemehrte Zahl. Wem das zu spitzfindig ist, der kann auch einfach Nudeln sagen. Mit Deutsch ist man im Zweifelsfall auch beim Italiener richtig beraten.

Unlängst berichtete mir ein befreundeter Jurist von seinem Besuch in einem Restaurant namens »Don Pepito«, das er an jenem Abend zum ersten Mal betrat. Und wohl auch zum letzten Mal, denn es stimmte einiges

nicht mit diesem »original italienischen Ristorante«. Auf der Karte gab es Crevetten mit »Advocato«, was ihn als Anwalt gleich misstrauisch stimmte. Die Tortellini gab es wahlweise vegetarisch und »con cane«, was allerdings nicht »mit Fleisch« (con carne), sondern »mit Hund« bedeutet. Der Milchkaffee schließlich wurde als »Capuccino« angeboten — und müsste nach italienischen Regeln »Kapukino« ausgesprochen werden. Wie sich herausstellte, war die Bedienung ein fröhlicher Mix aus Türken und Kroaten, die Bilder an der Wand zeigten Balkan-Idylle, und die Musik aus dem Lautsprecher war nicht Al Bano, sondern albanisch. Allein das Lächeln, mit dem »Don Pepito« die Rechnung präsentierte, hatte etwas »unverwechselbar Sizilianisches«. »Wie ein waschechter Mafiosi«, schloss der Freund seinen Bericht und verbesserte sich sogleich: »Wie ein Mafioso.«

Für alle, die es trotzdem genauer wissen wollen, hier ein paar Regeln zur Aussprache von c und g im Italienischen:

(c) Der Buchstabe c wird vor den hellen Vokalen e und i wie »tsch« aus-gesprochen; vor den dunklen Vokalen a, o und u wird er wie »k« ausgesprochen. Circo, das italienische Wort für Zirkus, wird also »tschirko« ausgesprochen, caldo, das Wort für heiß, wird dagegen »kaldo« gesprochen — was schon bei Tausenden deutscher Touristen zu Verbrennungen geführt hat.

(g) Der Buchstabe g wird vor den hellen Vokalen e und i wie »dsch« aus-gesprochen (genauer: wie das l in lob); vor den dunklen Vokalen a, o und u wird er wie »g« ausgesprochen; gondola (die Gondel) = »gondola«, gelato (Speiseeis) = »dschelato«.

(ch/gh) Das h hinter c oder g dient der Verhärtung, es macht das »tsch« zum »k« und das »dsch« zum »g«.

Stünde es nicht, so hieße es »Spadschetti« und »Njotschi«. Bruschetta wird »Brusketta« gesprochen.

(ci/gi) Das i hinter c oder g dient der Erweichung, es macht c und g zu »tsch« und »dsch« und wird selbst nicht mitgesprochen: Der berühmte Gruß ciao wird also nicht »tsch-i-au« gesprochen, sondern eben nur »tschau«. Würde das i nicht stehen (cao), so müsste man es »kau« aus-sprechen. Das Vanilleeis mit Schokoladenstücken, Stracciatella, wird »Stratschatella« ausgesprochen, der Vorname Giovanni wird »Dschovanni« ausgesprochen, nicht »Dschiovanni«. Und das leckere Ciabatta einfach »Tschabatta«

Alles Weitere erfahren Sie im Italienischkurs an Ihrer örtlichen Volkshochschule.

Einzahl und Mehrzahl italienischer Lehnwörter

Singular	Plural	Singular	Plural
Broccolo (nur ital.)	Broccoli, Brokkoli	Palazzo	Palazzi
Cappuccino	Cappuccino, Cappuccini, Cappucinos	Papagallo	Papagalli
Cello	Celli, Cellos	Paparazzo	Paparazzi
Espresso	Espresso, Espressi, Espressos	Pizza	Pizzas, Pizzen, Pizze (nur ital.)
Gnocco	Gnocchi	Solo	Solos, Soli
Grafitto	Graffiti	Spaghetto	Spaghetti (neudeutsch: Spagetti)

Lira	Lire	Torso	Torsi, Torsos
Mafioso	Mafiosi	Zucchina	Zucchini

Bratskartoffeln und Spiegelsei

Heißt es Schadensersatz oder Schadenersatz? Zahlt man Einkommensteuer oder Einkommenssteuer? Immer mehr Begriffen scheint der vertraute S-Laut in der Mitte abhanden zu kommen. Das muss man sich jedoch nicht gefallen lassen. Ein Plädoyer für gut geschmierte Sprache und gegen unsinniges Amt[s]deutsch.

»Das heißt Essenmarken und nicht Essensmarken«, bellt der Unteroffizier den Rekruten an, »es heißt ja auch nicht Bratskartoffeln und Spiegelsei!« Diesen Spruch wiederholt er am Tag mindestens zwanzig Mal, und es bereitet ihm immer wieder Genuss, einem unbedarften Brenner* eine laute Lektion in Sachen Amtsdeutsch erteilen zu können. Das gibt ihm ein Gefühl von Überlegenheit und Macht. Zum Glück kommen jedes Quartal neue Wehrpflichtige, die ihn garantiert fragen werden, ob sie bei ihm »Essensmarken« bekommen können. Und wenn es nicht die Marken sind, dann ist es das berühmte »Dreiecktuch«, das früher oder später jemand »Dreieckstuch« nennen wird. So wird der Unteroffizier noch viel zu bellen haben und sich immer wieder der Illusion von Überlegenheit und Macht hingeben können.

* Brenner, auch: Zecken, Rotärsche – Bundeswehrjargon für Anfänger, Rekruten, Wehrpflichtige in der Grundausbildung

Wenn ihm einer frech kommt, kann er sich auf die Dienstvorschriften berufen, denn da steht »Essenmarken«. Und Vorschrift ist Vorschrift, wie jeder weiß, dagegen kann selbst ein Literaturnobelpreisträger nichts ausrichten. Außerhalb seiner Kaserne gilt diese Vorschrift allerdings nicht. Außerhalb seiner Kaserne sagen die meisten Menschen »Essensmarken«, mit so genanntem Fugen-s, und das mit Fug und Recht. Außerhalb der Kaserne sagen sie auch Dreieckstuch. Dort herrscht Freiheit der Sprache, und Freiheit bedeutet Vielfalt und nicht selten Verunsicherung.

Warum heißt es Mordsspaß, aber Mordopfer? Warum sagen wir Rindsleder, aber Rindfleisch? Warum haben Schiffstaupe und Schiffsschraube ein Fugen-s, Schiffahrt und Schiffbruch aber nicht? Wer legt fest, ob und womit die Nahtstelle zwischen zwei zusammengeschweißten Wörtern verfügt wird?

Die Antwort auf diese Fragen liegt irgendwo im Nebel der Sprachgeschichte. Die meisten dieser Fügungen sind historisch gereift. Bei einigen handelt es sich um zusammengewachsene Wortgruppen, bei denen das Fugenzeichen den Genitiv markierte: Des Königs Hof wurde zum Königshof, des Herzens Freude zur Herzensfreude.

Andere Fügungen wurden in Analogie zu bereits bestehenden Formen gebildet: Auch wenn sich auf einer Bischofskonferenz mehrere Bischöfe zu treffen pflegen, heißt es dennoch nicht Bischöfekonferenz, denn man orientierte sich bei der Wortbildung an bekannten Komposita wie Bischofsstab und Bischofswürde. Der Versuch, eindeutige Regeln zu definieren, ist zum Scheitern verurteilt. Dafür ist das Gebiet zu unübersichtlich, vermeintliche Gesetzmäßigkeiten zu widersprüchlich und von Ausnahmen durchlöchert wie ein mottenzerfressener Umhang. Aber wir haben uns

daran gewöhnt. Dass es nicht Bratskartoffeln und Spiegelei heißt, sagt uns unser Sprachgefühl. Was uns heute am meisten zu schaffen macht, ist die Tatsache, dass immer wieder neue Begriffe auftauchen, denen das vertraute Fugen-s abhanden gekommen zu sein scheint.

Wer schuldlos in einen Unfall verwickelt wird, hat in der Regel Anspruch auf Schadensersatz. Die Versicherung gewährt ihm aber allenfalls Schadenersatz. Beflissentlich ignoriert sie Schadensfälle und Schadensmeldungen; wenn überhaupt, dann registriert sie einen Schadenfall und eine Schadennummer und verlangt Angaben zu Schadentag und Schadenhergang.

Ist das nun richtig oder falsch? Heißt es nicht »des Schadens Ersatz«, und wäre dann nicht Schadensersatz die korrekte Form? Es gibt einiges, was dafür spricht. Zum Beispiel das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB), dort ist ausschließlich von Schadensersatz die Rede.

Wie man weiß, nehmen Versicherungen gerne Geld ein, tun sich aber mit dem Auszahlen schwer. Daher behalten sie bei Schadensersatzzahlungen wenigstens das »s« ein, das gibt ihnen das Gefühl, den Versicherungsnehmer am Ende doch noch ein bisschen übervorteilt zu haben. Ein kleiner Triumph in der Niederlage, kein Schaden ohne Schadenfreude.

Ähnliches Kopfzerbrechen wie der Schadensersatz bereitet vielen Deutschen immer wieder ihre Einkommenssteuererklärung. Man hört und sieht alle Arten der Steuer nämlich auch immer mal ohne das Fugen-s, vorzugsweise in amtlichen Schreiben, aber auch in Zeitungen und Magazinen wie dem SPIEGEL. Einkommen[s]steuer, Vermögen[s]-steuer, Unternehmen[s]steuer – wer soll sich da noch auskennen? In ihrem Bestreben, alles zu vereinheitlichen, hat die behördliche Sprachregelung das Fugen-s vor

jeglicher Form der -steuer für abgeschafft erklärt. Da es auch nicht Tabakssteuer und Hundessteuer heiße, könne es folgerichtig auch nur Grunderwerb- und Körperschaftsteuer heißen.

Genauso wird mit Zusammensetzungen im Rechtswesen verfahren: Mit der Begründung, dass es schließlich nicht Mietsrecht und Tarifsrecht heiße, wird in einigen Amt[s]stuben bereits nur noch von »Vertragrecht« und »Wirtschaftrecht« gesprochen.

Behördendeutsch ist von jeher bemüht, sich allgemeiner Verständlichkeit zu entziehen, und so ist die Einsparung des Fugenzeichens nur eine weitere Kürzungsmaßnahme auf dem Weg zur vollständigen Entfremdung von den Bürgern und ihrer Sprache.

Dienstvorschriften, Versicherungsschreiben, Steuererklärungen – der Zusammenhang ist offenkundig: Es sind die Bürokraten, die das Fugen-s verschwinden lassen, eines nach dem anderen, so wie es die grauen Herren in Michael Endes »Momo« mit der Zeit taten. Der Schwund des Fugenzeichens breitet sich immer weiter aus, vom Praktikum[s]bericht über den Studium[s]beginn bis zur Diplom[s]feier, und macht aus Wohnungssuchenden Wohnungsuchende und aus Arbeitssuchenden Arbeitsuchende, wenn nicht gar Arbeit Suchende. Das braucht man allerdings nicht widerspruch[s]los hinzunehmen, so wie auch Momo sich den Diebstahl der Zeit nicht gefallen ließ. Denn sowohl im Schadensfall als auch beim Vertragsrecht und erst recht bei der Körperschaftssteuer hat das Fugen-s durchaus seine Berechtigung. Neben historischen Gründen zählt nämlich auch die Sprechbarkeit der Wörter.

Dort, wo das Fugen-s unaussprechlich wäre, gehört es auch nicht hin. Es soll ja die Fuge zwischen zwei

Wörtern glätten, nicht dieselbe zu einer Zungenhürde machen. Doch sprechen Sie einmal Verwaltungsgebäude, Entwicklungshilfe und Kündigungsgrund ohne »s« aus, und Sie werden feststellen, dass es nicht nur blöde klingt, sondern auch schwerer zu artikulieren ist. Das Fugen-s wurde auch deshalb eingefügt, um das Wort leichter über Zunge und Lippen zu bringen. Eine Aussprachehilfe, gewissermaßen.

Wer das Gefühl hat, dass bei Wörtern wie Schadenersatz, Einkommensteuer, Diplomparty und Essenmarke die Scharniere quietschen, der soll getrost zum Ölkännchen greifen und ein Fugen-s hineinträufeln. So wie die Kehle regelmäßig geschmiert werden muss, so müssen auch manche Wortfugen geschmiert werden, damit die Sprache nicht ins Stocken gerät.

Ein Versicherungsangestellter, der täglich »Schadenfälle« und »Schadennummern« bearbeitet, mutiert irgendwann zum Versicherung-Angestellten, und ein Unteroffizier, der nicht fähig ist, über den Tellerrand seiner »Essenmarken«-Vorschrift hinauszublicken, wird hoffentlich nie einen Offiziersgrad erlangen.

Der Gebrauch des Fugen-s im Überblick Das Fugen-s steht im Allgemeinen bei Zusammensetzungen mit Wörtern auf -tum, -fing, -ion, -tät, -heit, -keit, -schaft, -sicht, -ung:

Altertumsforschung, Frühlingserwachen, Kommunionfest, Realitätsverlust, Einheitsfeier, Heiterkeitsanfall, Eigenschaftswort, Ansichtskarte, Erinnerungsvermögen bei Zusammensetzungen, deren erster Bestandteil auf -en endet (substantivierter Infinitiv) Essensreste, Lebensfreude, Leidensweg, Redensart, Schlafenszeit, Sehenswürdigkeit, Sterbenswörtchen, Wissenslücke und daher auch Schadensersatz, aber: Schadenfreude

Das Fugen-s steht im Allgemeinen nicht bei Zusammensetzungen, deren erster Bestandteil weiblich ist und nicht auf -ion, -tät, -heit, -keit, -schaft, -sicht, -ung oder einen Zischlaut endet:

Weltkugel, Nachtzug, Fruchtsaft, Kammerdiener, Lageplan, Redezeit, Musikzimmer, Naturschutz, Schurwolle.

Ausnahmen (u.a.): Armut, Hilfe, Liebe, Geschichte, Weihnacht bei Zusammensetzungen, deren erster Bestandteil auf -er endet:

Anglerlatein, Bäckermütze, Bohnerwachs, Feierabend, Folterknecht, Jägerschnitzel, Kellertür, Metzgerladen, Peterwagen, Räuberhauptmann, Ritterburg, Steuererklärung, Zigeunerjunge

Ausnahmen: Hungersnot, Henkersmahlzeit, Jägersmann, Petersberg und ähnliche altertümliche Begriffe bei Zusammensetzungen, deren erster Bestandteil auf -et endet:

Hagelschauer, Hebelgesetz, Kabeltrommel, Kegelklub, Mandelaugen, Nebelhorn, Paddelboot, Pendeluhr, Wendeltreppe.

Ausnahmen: Engel (z. B. Engels Gesicht), Himmel (z. B. Himmelstor), Esel (z. B. Eselsohr)

bei Zusammensetzungen, deren erster Bestandteil auf -en endet und kein substantiviertes Verb ist Bodensatz, Ebenbild, Gartentor, Nebenstraße, Ladenpassage, Rasenfläche, Wagenachse

bei Zusammensetzungen, deren erster Bestandteil mit einem Zischlaut endet (-sch, -s, -ss, -ß, -st, -tz, -z)

Waschsalon, Preisliste, Hasskappe, Grußkarte, Lastwagen, Sitzkissen, Putzmittel, Herzkammer

Schwankender Gebrauch des Fugen-s

bei Zusammensetzungen mit -steuer, -straße

Einkommen[s]steuer, Vermögen[s]steuer,
Bahnhoff[s]straße, Frieden[s]-straße
bei Zusammensetzungen mit einem Partizip als zweitem
Bestandteil verfassung[s]gebend, richtung[s]weisend,
krieg[s]führend, staat[s]erhaltend Bestimmungswörter
mit und ohne Fugen-s

Einige Bestimmungswörter erhalten in manchen
Zusammensetzungen ein Fugen-s, andere nicht: Dies ist
dann der Fall, wenn es gilt, zwei Bedeutungen
voneinander abzugrenzen.

Mordsspaß, Mordshunger, Mordsgaudi haben ein
Fugen-s; Mordanschlag, Mordopfer und Mordprozess
nicht. Das Fugen-s dient hier zur Unterscheidung
zwischen dem verstärkenden Präfix und der Bluttat.

Zusammensetzungen mit »Schiff« erhalten ein
Fugen-s, wenn »Schiff« im engeren Sinne als
»Schiffskörper« gemeint ist: Schiffsschraube,
Schiffsrumpf Schiffsmannschaft. Kein Fugen-s steht bei
Zusammensetzungen, wenn »Schiff« im weiteren Sinne
für »Seefahrt« steht: schiffbar, Schiffbruch, Schifffahrt.

Ein Dreieck ist immer ein Dreieck, ob in der
Geometrie, im Möbelbau oder im Beziehungsleben. Das
Dreieckstuch ist genauso dreieckig wie ein Dreieckstisch
oder eine Dreiecksgeschichte. Das Weglassen des Fugen-
s gaukelt eine mögliche Bedeutungsunterscheidung vor,
die es aber nicht gibt.

Das kuriose Arsenal des Krieges

Womit, glauben Sie, sind die Waffendepots der Terror-Organisationen gefüllt? Mit Propellergeschossen und Kanonenwatte! US-Soldaten laufen derweil mit Colts und tragbaren Radios durch die Wüste. Das geht nicht mit rechten Dingen zu? Stimmt: Durch Übersetzungsfehler verkommt moderne Waffentechnik gelegentlich zum Scherzartikel.

Sehr oft war in der Vergangenheit von manipulierten Geheimdienstinformationen die Rede, aus denen sich die US-Regierung eine Rechtfertigung für ihren Krieg gegen Saddam Hussein zusammengebogen haben soll. Die amerikanische Öffentlichkeit fühlte sich getäuscht und desinformiert. Darüber können wir eigentlich nur milde lächeln. Denn Verwirrung der Öffentlichkeit durch abenteuerliche Informationen gehört im deutschsprachigen Raum zum täglichen Geschäft.

So gewährte eine Agenturmeldung Einblick in den bedauerlich rückständigen Fuhrpark der irakischen Armee. Da war von großen Summen Bargeldes die Rede, die mit Hilfe von »Traktoren« aus der irakischen Nationalbank abtransportiert wurden. Man sah es buchstäblich vor sich: wie Saddams Getreue Säcke voller Geld auf einen Anhänger werfen und mit mörderischen 25 Kilometern in der Stunde Richtung Grenze davonknattern. Eine Recherche ergab dann allerdings, dass es sich in 'Wahrheit um »tractor trailers« handelte, also Sattelzüge, die nicht ganz fachgerecht ins Deutsche übersetzt worden waren.

Ein anderer Artikel beschrieb den Alltag der Alliierten im Irak. In einer Aufzählung der vielen Gefahren, die im Hinterhalt lauern, hieß es:

»Propellerbetriebene Granaten werden auf Konvois abgeschossen.« Das klingt etwas rätselhaft. Was hat man sich unter einer »propellerbetriebenen Granate« vorzustellen? Eine fliegende Bombe, die sich knatternd durch die Luft schraubt? Kein Wunder, dass die Iraker gegen die Amerikaner keine Chance hatten, wenn sie derart anachronistische Geschosse verwenden. Das Ganze klingt eher nach einem »Yps«-Gimmick als nach einem gefährlichen Projektil. So als würde sich der Erfinder der legendären Plastikdreingaben jetzt als Waffenlieferant im Orient betätigen. Es wäre immerhin nicht das erste Mal, dass Deutschland bedenkliche Produkte in den Irak exportiert. Oder hat wo-möglich nur jemand den Begriff »Rocket Propelled Grenade«, kurz RPG, falsch übersetzt? Dann hätten wir es nämlich mit einer Panzerfaust zu tun, und schon sähe die Sache anders aus.

Die viel beschworene technische Überlegenheit der Amerikaner will allerdings auch nicht so recht einleuchten, wenn man lesen muss, dass die Soldaten über »tragbare Radios« miteinander in Verbindung stehen. Diese Radios hätten auf dem Weg von Kuweit quer durch die Wüste den Dienst versagt, da sich die Batterien auf Grund der Hitze zu schnell erschöpften. Wieso gibt man den Soldaten auch tragbare Radios mit, wundert sich der Leser. Erst später dämmert ihm, dass da im Originaltext wohl »mobile radios« gestanden hatte und jemand nicht darauf gekommen war, dies mit »Funkgeräten« zu übersetzen.

Auch die gern zitierten »smoking guns« sind nur unzureichend mit »rauchenden Colts« wiedergegeben; das englische »gun« bedeutet nämlich sehr viel mehr als nur Pistole oder Gewehr, es heißt genauso Kanone,

Geschütz. In Anlehnung an die Western-Serie mit dem deutschen Titel

»Rauchende Colts« lassen deutschsprachige Medien die US-Amerikaner auch heute noch mit Revolvern herumballern; das Mündungsfeuer der modernen Artillerie wird zur Wildwest-Schießerei verniedlicht. Ganz abgesehen davon, dass der Ausdruck »smoking gun« im Englischen als Metapher für einen »unumstößlichen Beweis« verwendet wird.

Auf ihre Weise putzig war die Meldung der Nachrichtenagentur dpa, in der von »Kanonenwatte« die Rede war. Das Terrornetz al-Qaida arbeite an der Herstellung von Sprengsätzen auf Zellulose-Basis, hieß es da. Die Sprengsätze sollten mit einer Substanz namens Nitrozellulose hergestellt werden, die sehr leicht entflammbar sei und in geschlossenen Behältern eine explosive Wirkung habe. Diese Substanz werde auch »Kanonenwatte« genannt. Donnerwetter! Es dauerte nicht lange, da erhob sich ein Proteststurm von chemiekundigen Lesern, die darüber aufklärten, dass die angebliche »Kanonenwatte« auf Deutsch »Schießbaumwolle« genannt werde. Ein Blick ins Lexikon verschaffte Klarheit: »Schießbaumwolle«, auch »Schießwolle« oder Nitrozellulose genannt, ist eine altbekannte chemische Zusammensetzung aus Salpetersäure und Baumwolle. Also nichts mit Kanonen und Watte. Da wurde der englische Ausdruck »gun cotton« zu flauschig übersetzt. Schießbaumwolle wäre die korrekte deutsche Entsprechung gewesen.

Traktoren, Propellergeschosse und Kanonenwatte – man kann nur hoffen, dass die Regierenden in Berlin ihre Entscheidungen über Kriegs- und Friedenseinsätze nicht auf Grundlage von übersetzten Agenturmeldungen fällen. Sollten Sie sich mit dem Gedanken tragen, demnächst in

eine Krisenregion zu reisen, dann rüsten Sie sich gut!
Nehmen Sie ein Englisch-Wörterbuch mit!

Schrittweise Zunahme der Adjektivierung

Mit wachsender Besorgnis registrieren deutsche Sprachwächter ein Phänomen, das als illegale Adjektivierung von Umstandswörtern bezeichnet werden kann. Ausgehend von der Wirtschaft, hat es inzwischen auch Politik und Journalismus erfasst. Selbst der Bundeskanzler trägt zu seiner Verbreitung bei.

Da sitzt man nichts Böses ahnend beim Frühstück, schlürft seinen Kaffee, blättert noch ein wenig schläfrig in der Zeitung, und dann auf einmal das: »EZB-Präsident Wim Duisenberg sagte auf der Pressekonferenz vorsichtig, dass eine schrittweise Zunahme des Wachstums in Richtung Potenzialwachstum das Hauptszenario der EZB darstelle.« Eine schrittweise Zunahme? Klingelt da nicht was? Aber hallo! In der Zentrale der deutschen Sprachpolizei schrillen in diesem Moment sämtliche Alarmglocken. Wörter, die auf -weise enden, gehören zur Familie der modalen Adverbien, auch Umstandswörter der Art und Weise genannt. Die Daseinsberechtigung von Adverbien besteht darin, Verben zu beschreiben, und nicht Nomen. Dafür gibt es die so genannten Adjektive, eine mit den Adverbien zwar unbestreitbar verwandte, aber dennoch andere Wortart. Adjektive haben den Adverbien vor allem eines voraus: Sie können als Attribute gebraucht werden, das heißt unmittelbar vor einem Hauptwort platziert werden. Der Roman ist mehrteilig — also ist er »ein mehrteiliger Roman«, und »mehnteilig« ist das Attribut. Die Zunahme erfolgt schrittweise, also handelt es sich um eine allmähliche, langsame, stetige Zunahme, aber nicht um eine schrittweise Zunahme.

Würde es sich um einen Einzelfall handeln, wäre es ja nicht weiter schlimm. Duisenberg würde von der

Sprachpolizei eine gebührenpflichtige Verwarnung erhalten und dürfte in seinem Vortrag fortfahren. Doch leider finden sich derartige Adverbialattacken zuhauf. Manager wie Politiker lieben gleichermaßen die großzügige Streuung von Wörtern der Art und der Weise, wo sie nicht hingehören.

Ein unablässig sprudelnder Quell sind die Berichte von Vorstandsvorsitzenden auf Hauptversammlungen; da plätschert »die teilweise Zunahme« von Gewinnen in einem fort; da schäumt die »zeitweise Steigerung« des Kurses, dass einem ganz blümerant wird.

Allen voran marschiert wieder einmal der Bundeskanzler: »Der schrittweise Abbau der unverantwortlich hohen Verschuldung, angehäuft von der Regierung Kohl, ist eine der großen Leistungen der Koalition«, sagte Schröder in einem Interview mit der »Freien Presse«, als erhöhte Neuverschuldung noch kein Thema war. Und »neue Modelle für eine stufenweise Ausbildung, um auch theorieschwachen Jugendlichen eine Berufsausbildung zu ermöglichen«, versprach der nordrhein-westfälische Wirtschafts- und Arbeitsminister Schartau vor Schülerpublikum. Da wurde der schiefe Turm von PISA doch gleich noch ein bisschen schiefer.

Längst haben auch die Journalisten die illegale Adjektivierung des Adverbs als fragwürdiges Mittel zur Verschönerung ihrer Texte entdeckt. »Bestandteil des von Koch und Steinbrück verabredeten Konzeptes ist der schrittweise Abbau von Subventionen um zehn Prozent binnen der nächsten drei Jahre«, berichtete »Die Welt« im Zuge der Steuerreformdebatte.

Der falsche Umgang mit dem Umstandswort wird auch nicht besser, wenn man das deplatzierte Adverb dekliniert:

»UN-Generalsekretär Kofi Annan hat einen klaren Zeitplan für einen schrittweisen Abzug der US-amerikanischen und britischen Besatzungstruppen aus Irak gefordert.« (»Frankfurter Rundschau«)

Denn bis auf wenige Ausnahmen sind Adverbien unflektierbar, das bedeutet, sie können nicht gebeugt werden. Doch so unflektierbar die Adverbien, so flexibel die Masse der Schreiber und Redner, die es nicht lassen können, das Unbeugsame zu beugen:

»Ben Artzi, der 16 Monate im Gefängnis verbracht hat, bezeichnete das Urteil als teilweisen Sieg.« (AP) Wie wäre es mit »Teilsieg«? Das ist nicht nur kürzer, sondern hört sich auch noch besser an.

»Zahlreiche Unternehmen nutzten den zeitweisen Rückgang der Zinsen auf ein 45-Jahres-Tief, um günstig Geld am Kapitalmarkt einzusammeln. (»Handelsblatt«)

Den Grammaticus befällt ob solchen Stilbruchs ein zeitweiliges (!) Unbehagen. Zur partiellen (!) Beruhigung für alle Deutschen gereicht die Feststellung, dass es auch die Schweizer nicht immer besser machen. Die renommierte »Neue Zürcher Zeitung« schreibt zum Beispiel: »Die Städte fordern auch eine teilweise Abgeltung der einmaligen Umstellungskosten durch den Bund.« Ein Schweizer Immobilienexperte schießt den Vogel ab, beziehungsweise den Apfel vom Kopf. Er lässt sich mit den Worten zitieren: »Die privaten Veräußerer machen es sich schwer, den stellenweisen Minderwert ihres Besitzes zu realisieren.«

Schuld ist wiederum der fatale Hang zur Substantivierung. Statt »Wir wollen einen schrittweisen Abbau der Schulden«

könnte man zum Beispiel sagen: »Wir wollen die Schulden schrittweise abbauen.«

Es wird die Zeit kommen, wo man sich vor haufenweisen Fehlern dieser Art nicht mehr retten kann, ebenso wenig wie vor stapelweisem Leergut im Keller und schachtelweiser Preiserhöhung für Zigaretten. Gepflegte Sprache ist nicht immer nur eine Frage des Stils, sondern manchmal auch eine der korrekten Art und -weise.

Streit und kein Ende

Ach, diese ewigen Streitereien, dieses nicht enden wollende Hick-hack, Gezerre und Gerangel um alles und jeden. Wer will das denn noch hören und mag davon noch lesen? Da empfiehlt sich eine radikale Streit-Diät. Ab sofort heißt es verschärft: diskutieren, debattieren, argumentieren und auseinander setzen.

Landauf, landab wird nur noch gestritten. In der Politik und überhaupt im ganzen öffentlichen Leben gibt es keine Diskurse und keinen Meinungsaustausch mehr, sondern nur noch Streit. Wer morgens auf dem Weg zur Arbeit am Zeitungskiosk vorbeikommt, der kann nur noch den Kopf einziehen. Von sämtlichen Titelblättern schreit es auf ihn ein: Streit hier, Streit dort, Streit überall und immerfort!

Eine Suche im digitalen Zeitungsarchiv nach dem Wort »Streit«in Überschriften der letzten sechs Monate führt zu einer ungewöhnlichen Fehlermeldung:» Mehr als 1000 Dokumente gefunden. Bitte schränken Sie die Suche weiter ein.« Auch in den letzten fünf, vier, drei Monaten gab es noch zu viel Streit. Erst eine Einschränkung auf die letzten vier Wochen liefert eine Textmenge, die das Systembewältigen kann.

Die Liste der Streits ist endlos: Vom Kopftuchstreit über den Stasi-Aktenstreit bis hin zum Currywurst-Streit – es wird gestritten, was das Zeug hält. Zeter und Mordio, hochrote Köpfe, erhobene Fäuste, wütendes Gekläff. Den Zeitungen nach zu urteilen, muss unsere Republik zutiefst zerrüttet sein. Überall verlaufen unüberwindbare Gräben der Zwietracht und des Hasses. Kaum hebt jemand den Finger und meldet eine neue Idee

an, schon entbrennt ein weiterer Streit. Und selbst im Sommerloch, da streiten sie noch.

Wie eine magische Beschwörungsformel liest man wieder und immer wieder die gleich gestrickte Einleitung: »Im Streit um die Steuerreform hat die CDU .. .«, »Im Streit um das Asylrecht hat die SPD ...«, »Im Streit um den Einsatz deutscher Soldaten in Awacs-Flugzeugen hat Bundesverteidigungsminister Struck ...«. Oder Sätze, die uns weismachen wollen, der Streit über dieses und jenes spitze sich zu, werde immer lauter, drohe gar zu eskalieren.

Das einzige prominente Gegenbeispiel der letzten Jahre ist die unselige »Antisemitismusdebatte«, aber vermutlich nur deswegen, weil »Antisemitismusstreit« ein Spucke befördernder Zungenbrecher ist.

Möglicherweise ist aber das, was in den Schlagzeilen als Streit daherkommt, in Wahrheit oft nicht mehr als eine mittelpträgliche Meinungsverschiedenheit. Und die Zeitungen machen einen handfesten Streit daraus, weil das Wort so schön kurz und griffig ist und eine verkaufssteigernde Signalwirkung hat. Vielleicht sind die Gräben in unserer Gesellschaft gar nicht so tief, sondern nur mit Druckerschwärze gefüllte Furchen. Wie wäre es statt mit Frühjahrsdiät, Kartoffeldiät oder Gurkendiät mal mit einer Streit-Diät? Meiden wir das strittige Wort und reden wir stattdessen wieder von Debatten, Diskussionen oder Kontroversen.

»Wenn Sie keinen Streit wollen«, sagt der Verkäufer vom Kiosk und lacht, »dann können Sie auch Krieg haben!« Und er zeigt auf die Titelseiten seiner ausgelegten Zeitungen. »Torwart-Krieg«, steht auf der einen, »Zicken-Krieg« verheißt die nächste. Das geht über »TV-Krieg« bis zum »Renten-Krieg«. Für

diejenigen, die gegen das Wort Streit bereits immun sind, muss es eben Krieg sein. Gerhard Schröder hockt im Kanzlerbunker, während die Opposition vorm Reichstag Panzer auffahren lässt. Ob das die Gespräche über die Reformen voranbringen wird?

Der Streit über die richtige Präposition

Erschwerend in der Streit-Debatte kommt hinzu, dass in der überwältigenden Mehrheit der Fälle das Wort »Streit« von der Präposition (beziehungsweise Postposition) »um« begleitet wird, obwohl »über« oftmals richtiger wäre. Denn es gilt zu unterscheiden:

Beim Streit um die Wurst will jeder die Wurst für sich haben. Wir haben es mit Besitzansprüchen zu tun.

Beim Streit über die Wurst können sich die Beteiligten nicht einigen, wie eine Wurst auszusehen hat und welche Zutaten hineingehören. Der Streit dreht sich um etwas Abstraktes.

Bei der Erziehung streitet man sich über die Kinder, bei der Scheidung streitet man sich um dieselben. Die gleiche Differenzierung gilt für das fast ebenso häufig gebrauchte Wort Konflikt: Man unterscheidet den »Konflikt um das Kosovo« (Serben und Albaner wollen das Kosovo für sich) und den »Konflikt über die Steuerreform« (CDU und SPD sind geteilter Meinung). Eine Debatte und eine Diskussion werden grundsätzlich immer über etwas geführt. Denn in der Verbform heißt es schließlich: es wurde darüber debattiert und darüber diskutiert, nicht »darum«. Ebenso Gerüchte: Es kursieren Gerüchte über jemanden, nicht um jemanden.

»Um« ist die am stärksten strapazierte Präposition. Beispiele wie »Mit ihrem Streik um die 35-Stunden-Woche hat die IG Metall ...« und »Wohl kaum eine Auseinandersetzung seit der Volksabstimmung um den Beitritt zur Europäischen Union hatte ...« und »Berliner Gegenwarts-Polizeifilme um Staatsbeamtinnen mit Gewissenskonflikten« veranschaulichen die geradezu seuchenartige Ausbreitung der Präposition »um« auf Kosten der treffenderen Artgenossinnen »über«, »für« und »wegen«.

Wer mit dieser Art von Formulierungen tagtäglich zu kämpfen hat, dem sei als kleine Hilfe nachstehende Tabelle empfohlen. Einfach kopieren und an den Monitor nageln, schon gibt's kein Rätselraten mehr um ... pardon: über die richtige Präposition.

Die richtige Verwendung von »um« und »über«

Substantiv	Postposition
Abstimmung	über
Affäre	um
Aufregung	über
Auseinandersetzung	über
Beratungen	über
Debatte	über
Diskussion	über
Drama	um
Gejammere	über
Gerangel	um
Gerede	über
Gerücht	über
Gespräch	über
Gezerre	um
Gezeter	über
Hickhack	um
Intrige	um
Konflikt (mit Besitzanspruch)	um
Konflikt (mit geteilter Meinung)	über
Krawall	um
Lamento	über
Mutmaßungen	über
Nachdenken	über

Poker	um
Prozess	um
Querelen	um
Radau	um
Rätselraten	über
Skandal	um
Spekulationen	über
Streit (mit Besitzanspruch)	um
Streit (mit geteilter Meinung)	über
Tauziehen	um
Verhandlungen	über
Vermutungen	über
Verwirrung	um
Wirrwarr	über
Zwist (mit Besitzanspruch)	um
Zwist (mit geteilter Meinung)	über

Die unvorhandene Mehrzahl

Gerüchte, Spekulationen, Unterstellungen - sie sind der schlimmste Alptraum eines jeden Prominenten. Es gibt nur eines, was noch schlimmer wäre: das Gerücht, die Spekulation, die Unterstellung. Ein Plädoyer gegen schwammige Plurale und für die Kraft der Einzahl.

Ein erpresserischer Innensenator, ein kompromittierter Bürgermeister, ein zur Miete wohnender Justizsenator und angebliche Zeugen für vermeintliche Liebesgeräusche. Die Gerüchteküche brodelte, was das Zeug hielt, aus allen Töpfen blubberte und spuckte es, weißer Schaum stemmte die Deckel hoch, zäher Brei troff auf die Herdplatte, wo er laut zischend verbrannte. Welch ein gefundenes Fressen für die Presse, die gar nicht hinterherkam, all die vielen Spritzer einzufangen und die Schliere in Tüten abzufüllen.

Das las sich dann etwa so: »Gerüchte, er habe ein homosexuelles Verhältnis mit dem Justizsenator, wollte der Bürgermeister nicht kommentieren.« Abgesehen von dem moralischen Problem haben wir es hier auch mit einem stilistischen zu tun. Der Satz beginnt mit dem Objekt, und dieses Objekt wird im anschließenden Einschub näher erklärt. Das ist sprachlich zwar nicht elegant, grammatisch aber korrekt. Doch sehen wir uns dieses Objekt und seine Bestimmung einmal näher an: »Gerüchte« heißt es, ein Wort in der Mehrzahl. Und wie lauten diese mehreren Gerüchte? Da wäre zum einen: Er habe ein homosexuelles Verhältnis mit seinem Justizsenator. Aha. Und zum zweiten? Nix mehr. Schade eigentlich.

Wir haben es hier mit einem Lieblingsphänomen der deutschen Schriftsprache zu tun: dem unvorhandenen Plural. Er taucht überall dort auf, wo vermutet, behauptet, unterstellt und spekuliert wird.

»Befürchtungen, dass sie durch den heißen Auftritt ihrem Image geschadet habe, hat die Blondine offenbar nicht«, war in einem Text über Britney Spears zu lesen, nachdem sie von Madonna in die Wunder des öffentlichen pseudo-lesbischen Lingualverkehrs eingeführt worden war. Warum sich der Verfasser nicht getraut hat, »die Befürchtung« zu schreiben, wenn er doch nur eine nennt, das bleiben seine Geheimnisse.

Vielleicht wählte er den Plural in der Annahme, der Aussage damit mehr Gewicht zu verleihen: Je mehr er die arme Spears befürchten lässt, desto mehr beeindruckt er die Leser. Doch das ist ein Trugschluss. Wenn es nicht gar Trugschlüsse sind.

Der Plural verstärkt nicht, er verdichtet nichts, er macht die Befürchtung nicht fürchterlicher. Im Gegenteil – der Plural schwächt ab, er entzieht der Befürchtung das Beklemmende, macht sie beliebig. Hier wird die Möglichkeit verschenkt, mit weniger mehr zu erreichen.

»Der Schriftsteller bestreitet die Vorwürfe, in den sechziger und siebziger Jahren für die Stasi gearbeitet zu haben.« Der Plural wäre verständlich, wenn Vorwurf eins lautete, der Schriftsteller habe in den sechziger Jahren für die Stasi gearbeitet, und Vorwurf zwei, er habe das, starrsinnig wie Intellektuelle nun mal sind, in den siebziger Jahren immer noch getan. Gemeint ist aber bloß ein einziger Vorwurf.

»Forderungen nach einem direkten Rückzug der Koalitionstruppen schloss sich Fischer nicht an.« Auch hier haben wir es nur mit einer einzigen Forderung zu

tun; nämlich der nach einem Rückzug, dennoch steht das Objekt im Plural.

»He, Zwiebelfisch, nun werde mal nicht haarspalterisch«, erschallt da der Ruf (oder sind es Rufe?) von irgendwoher, »die Mehrzahl soll doch nur verdeutlichen, dass die Forderung von mehreren Personen gestellt wurde.« Eine interessante These. Die vielen geheimnisvollen Quellen verstecken sich quasi im Numerus des Objekts! Es verschmilzt die Botschaft mit ihren Rufern. Das ist subversiver Journalismus in Höchstform.

Bemühen wir die Logik: Jemand setzt ein Gerücht in die Welt, eine zweite Person trägt es weiter, wie viele Gerüchte haben wir? Zwei? Falsch. Es sei denn, der Inhalt wurde verändert. Gegenprobe: Im Stadion bricht Panik aus. 20 000 Personen rennen zum Ausgang. Wie viele Paniken haben wir? Selbstverständlich können diverse Gerüchte über den Lebenswandel einer Person kursieren, doch hinter der Aussage »Er hat ein homosexuelles Verhältnis mit dem Justizsenator« verbirgt sich nicht mehr als ein einziges Gerücht. Und das ist auch genug so. Denn ein einzelnes Gerücht kann mehr Schaden anrichten als eine ganze Batterie von Gerüchten. So wie die Last einer einzelnen Schuld mehr wiegen kann als diverse Schulden.

Es gibt eine Zeichnung von A. Paul Weber mit dem Titel »Das Gerücht«. Darauf ist ein schlangenartiges Wesen mit einer menschenähnlichen Fratze zu sehen, das durch eine monotone Häuserschlucht gleitet. Aus allen Fenstern fliegen ihm kleinere Schlangen zu, heften sich an seinen Leib und lassen es zu einem grauenerregenden Monstrum anwachsen. Hätte Weber diese Allegorie nicht »Das Gerücht« genannt, sondern »Gerüchte«, wäre die Hälfte ihrer Wirkung verpufft. Das Beklemmende,

Furchteinflößende liegt oft gerade in der Einzigartigkeit,
im Einzelnen, in der Einzahl.

Einfach Haar sträubend!

Früher gab es erdölfördernde Länder einerseits und milchverarbeitende Betriebe andererseits. Dann kamen die Ölkrise und die Rechtschreibreform. Heute gibt es Erdöl fördernde Länder und Milch verarbeitende Betriebe einerseits. Und andererseits grotesk zerrupfte Begriffe wie Kapital gedeckt, Rückfall gefährdet und Muskel bepackt.

Eines ist gewiss: Die Zeiten ändern sich. Der gutaussehende diensthabende Stationsarzt von einst ist heute allenfalls noch ein gut aussehender Dienst habender Stationsarzt. Und die ehemals gewinnbringenden Anlagen sind auch nicht mehr, was sie mal waren. Ob das Gewinn bringend für unsere Sprachkultur ist, wird von vielen angezweifelt. Zu Recht, denn die Verwirrung in der zeitgenössischen Orthographie ist immens.

Die Rechtschreibreform wollte alles ein bisschen leichter machen. Regeln sollten vereinfacht werden, Ableitungen sollten logischer, Schreibweisen sollten geglättet werden. Schön und gut. Aber haben wir es mit der Rechtschreibung heute wirklich leichter? Wie kommt es dann zu derart irritierenden Textpassagen wie »Das Fernsehen sendete die Bilder Zeit versetzt« oder »Die Rakete fliegt fern gelenkt«? Wo kommen auf einmal all die »Reform orientierten« Chinesen her, die »Start bereiten« Shuttles, die »Computer gestützten« Spiele und die »Asbestverseuchten« Schulgebäude?

Es lässt sich eine Besorgnis erregende Zunahme falscher Getrenntschreibungen feststellen. Besorgnis erregend, fast schon Furcht einflößend. Oder auch furchteinflößend. Auf jeden Fall Verwirrung stiftend.

Die Rechtschreibreform hat viele Zusammensetzungen auseinander gerissen. Plötzlich war hier zu Lande nichts mehr so, wie es hierzulande mal war. Und wer dem Geheimnis der neuen Regelung auf den Grund zu gehen versucht, der verstrickt sich alsbald in einem klebrigen Gespinnst aus Widersprüchen und Ungereimtheiten.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle sämtliche Aspekte der Getrennt- und Zusammenschreibung erörtern zu wollen. Dazu reicht der Platz nicht aus. Für den Anfang genügt es schon, einen kritischen Blick auf Zusammensetzungen mit so genannten Partizipien zu werfen. Partizipien sind Wörter, die von Verben abgeleitet werden, aber den Charakter von Adjektiven haben. Es gibt sie im Präsens: sitzend, schlafend, träumend. Und im Perfekt: gesessen, geschlafen, geträumt, erledigt, benutzt, verloren.

Früher war die Regel eigentlich ganz einfach: Eine Verbindung mit einem Partizip schrieb man zusammen und klein. Punktum. »Schweiß« und »treibend« ergab schweißtreibend, »Glück« und »verheißend« ergab glückverheißend, »allein« und »erziehend« ergab alleinerziehend. Diese Regel hat selten zu Protestaktionen oder Unterschriftensammlungen geführt, denn sie war kurz, einfach und logisch. Selbst weniger talentierte Lehrer waren in der Lage, sie zu vermitteln, und zur Not konnten sie sich bei der Mathematik bedienen, denn die Regel ließ sich als immergültige Formel darstellen: $x + \text{Partizip} = \text{Adjektiv}$.

Dann traten die Rechtschreibreformer auf den Plan und fanden, diese Regel sei überhaupt nicht logisch und müsse dringend überarbeitet werden. Wenn man die Grundform »viel versprechen« in zwei Wörtern schreibt,

so sei es doch nahe liegend, auch »viel versprechend« in zwei Wörtern zu schreiben. Dabei haben sie eine alte Bauernweisheit außer Acht gelassen, die da lautet: »Die Hühner gackern in Hof und Stall, drum hört man Hühnergackern überall.« Was will uns diese Weisheit sagen? Unter anderem dies: Nur weil zwei Wörter in der einen Konstellation auseinander geschrieben werden, muss das noch lange nicht heißen, dass man sie in einer anderen Konstellation nicht zusammenschreiben kann. Andernfalls hörte man das »Hühner Gackern« überall, und dann wäre man wirklich reif für die Hühner freie – pardon: hühnerfreie Insel.

Allen Bauernweisheiten zum Trotz trat die Rechtschreibreform in Kraft und mit ihr jener Paragraph 36, der seither Tausende von Lehrern, Schülern, Lektoren und Journalisten in tiefste Verunsicherung und manchen Kolumnisten sogar in Verzweiflung gestürzt hat.

Die neuen amtlichen Regeln schreiben vor: Fügungen mit Partizip als zweitem Bestandteil werden getrennt geschrieben, wenn sie auch in der Grundform getrennt geschrieben werden. Länder, die Erdöl fördern, sind somit Erdöl fördernde Länder. Betriebe, die Milch verarbeiten, sind Milch verarbeitende Betriebe. Mütter, die allein erziehen, sind allein erziehend. Und Meldungen, die Besorgnis erregen, sind Besorgnis erregend.

Besorgnis erregend ist indessen auch die Vielzahl der Ausnahmen, bei denen dann doch die gute alte Zusammenschreibung gilt. Dies ist vor allem immer dann der Fall, wenn der erste Bestandteil der Fügung für eine Wortgruppe steht. Als Beispiel wird dann gerne der Begriff »angsterfüllt« genannt. In der Grundform heißt es nämlich »von Angst erfüllt«, daher steht »angst-« für

eine verkürzte Wortgruppe, folglich muss die Fügung zusammengeschrieben werden.

Auch »herzerweichend« ist so ein Fall – lautet die Grundform doch »das Herz erweichen«. Und »rufschädigend«, denn es heißt ja nicht, jemand »schädigt Ruf«, sondern jemand schädigt einen oder jemandes Ruf.

Das Asyl der Asyl suchenden Flüchtlinge hingegen geht nicht auf eine Wortgruppe zurück, daher sind sie nicht länger asylsuchend. Aber wie ist es mit den Arbeit suchenden Menschen? Die meisten von ihnen suchen vielleicht tatsächlich nur Arbeit, aber es ist doch ebenso gut möglich, dass ein paar von ihnen eine Arbeit suchen? Hätte man es dann nicht mit einer Wortgruppe zu tun? Mit einem eingesparten Artikel, so wie bei »herzerweichend«? Dann hätten diese Menschen zwar noch kein Recht auf Arbeit, aber immerhin ein Recht darauf, »arbeitsuchend« genannt zu werden. Im Arbeitsamt müssten zwei Schlangen eingerichtet werden. Wer Arbeit sucht, der stelle sich links bei den Arbeit Suchenden an; und wer eine Arbeit sucht, der gehe nach rechts, zu den Arbeitsuchenden.

Die Korrekturhilfe von »Word« lässt das Eigenschaftswort »arbeitsuchend« entgegen der neuen Regelung gelten. Dafür unterstreicht sie aber Wörter wie muskelbepackt, scherbenübersät und kapitalgedeckt, obwohl die nach wie vor richtig sind. Prompt findet man in der Presse Sätze wie diese: »Muskel bepackt und gut trainiert müssen sie sein, die Saalordner der HipHop-Veranstaltungen.« – »Der Sozialdemokrat fordert neben der gesetzlichen Rentenversicherung als zweite Säule eine Kapital gedeckte Rente.« – »Die Straße ist Scherben übersät, Kinder rennen barfuß durch die Splitter.« Oder auch: »Radfahrer bewarfen den Puma mit Steinen, bis er von der Blut überströmten Frau abließ. «

»Das haben wir nicht gewollt«, sagen die Befürworter der Rechtschreibreform heute, »das ist das Ergebnis einer völligen Fehlinterpretation der Regeln!« Tatsache ist: Das große Reformwerk, das sich als richtungsweisend verstand, erwies sich in der Praxis oft als Irreführend. Und »Word« besorgt den Rest. Findige Verschwörungstheoretiker haben längst eine Verbindung ausgemacht zwischen der Rechtschreibkommission und den Programmierern der »Word«-Korrekturhilfe. Beide Gruppen hätten sich verschworen zu dem Zweck, die deutsche Gesellschaft durch Beseitigung aller sprachlichen Sicherheiten in ein Chaos zu stürzen, auf dass der Weg frei werde für die Übernahme der totalen Macht durch Dieter Bohlen.

Dass die Unterscheidung zwischen getrennt geschriebenen und zusammengeschriebenen Verbindungen nicht klar ist, ist den Verantwortlichen mittlerweile selbst schmerzlich bewusst geworden. So hat die zwischenstaatliche Kommission für deutsche Rechtschreibung inzwischen dafür plädiert, die Schreibung von Verbindungen mit Partizipien» etwas zu flexibilisieren« und den strittigen Paragraphen 36 um eine »Toleranzklausel« zu ergänzen.

Demnach ist bei Verbindungen mit Partizipien neben der Getrenntschreibung nun ebenfalls (wieder) Zusammenschreibung möglich, jedenfalls solange das Partizip nicht allein für sich steigerbar ist.

Die Rat suchenden Leser sind also wieder als ratsuchend zu-gelassen, und Fleisch fressende Pflanzen dürfen wieder als fleischfressende Pflanzen verkauft werden. Ein Teilsieg der Reformgegner, ein kleiner Triumph der Logik. Wenn eines Tages der Wasser abweisende Schutzanzug auch wieder wasserabweisend

sein darf und die Energie sparende Lampe energiesparend, dann bleiben uns vielleicht auch Kuriositäten wie Bahn brechende Erfindungen, Hitze beständige Glasur und Grund legende Reformen erspart.

Bis dahin wird uns allerdings noch manch Atem beraubender, Sinn entleerter, Flächen deckender, Schwindel erregender, Ohren betäubender, Hanebüchener Unfug begegnen.

Die Ruderregatta

Wieso müssen Politiker eigentlich immer zurückrudern — weshalb schreibt niemand darüber, wenn sie irgendwo hinrudern? Warum wird Geld nicht mehr eingenommen, sondern nur noch gespült? Ab und zu sollte man populären Redewendungen ruhig auf den Zahn fühlen. Einige beginnen nämlich schon zu faulen.

Da sitzt er, der arme Bundeskanzler, mit triefendem Jackett, die Haare zerzaust, in dieser kläglichen Nusschale, die unaufhaltsam auf einen tosenden Wasserfall zutreibt, und stemmt sich mit aller ihm verbliebenen Kraft in die Riemen. Wird er es noch schaffen?

Dieses dramatische Bild erscheint bisweilen vor meinem geistigen Auge, wenn ich mal wieder lese: »Schröder rudert zurück«. Und das kommt erschreckend häufig vor. Aber nicht immer zuckt es derart dramatisch in meinem Hirn. Mitunter sehe ich den Kanzler auch einfach in einem ruhigen Kahn auf dem Steinhuder Meer, ihm gegenüber Doris unterm gepunkteten Sonnenschirmchen, zu seinen Füßen einen Picknickkorb mit einer geöffneten Rotweinflasche. »Wo steuerst du hin?«, fragt Doris orientierungslos. »Ich rudere zurück!«, erwidert Gerhard entschlossen. Am Ufer ein Rudel Reporter, Kameras werden in Stellung gebracht, klick, klick, und noch am selben Abend die Meldung im Fernsehen: »Schröder rudert zurück.«

Mit den sprachlichen Bildern ist das so eine Sache. Wenn sie einmal in Mode gekommen sind, dann sind sie

von der Festplatte der Journalisten nur schwer wieder zu löschen. Und wer ist in den letzten Monaten und Jahren nicht alles schon zurückgerudert? Nach ihrem Kniefall in Washington vor

dem fleischgewordenen Denkmal des amerikanischen Imperialismus, für den sie sich hier zu Lande reichlich Schelte einhandelte, war über die Parteichefin der CDU prompt zu lesen: »Angela Merkel rudert zurück.« Ein ziemlich weiter Weg, so quer über den Atlantik ..

Auch Fischer, Trittin und Westerwelle rudern von Zeit zu Zeit zurück. Seltsam nur, dass man nie liest, wie jemand hinrudert. Man ertappt ihn immer erst beim Zurückrudern. Vielleicht eine Sparmaßnahme des Bundes? Hinfahrt in der gepolsterten Limousine oder im Guidomobil, zurück dann bitte per Ruder Kahn. Sicherlich gibt's auch hierbei die Möglichkeit, Bonusmeilen zu sammeln. So oft, wie Gerhard Schröder schon zurückgerudert ist, steht ihm zweifellos die eine oder andere Gratisfahrt im Tretboot zu.

Pecunia non olet, Geld stinkt nicht, soll schon Kaiser Vespasian gesagt haben, als ihn sein Sohn dafür tadelte, dass er römische Bedürfnisanstalten mit einer Steuer belegt hatte. Wenn dieser Ausspruch auch heute noch gilt, so vielleicht deshalb, weil das Geld so oft gespült wird.

Geld einnehmen, auftreiben oder womöglich verdienen – das ist stilistisch passe. Heute wird Geld in die Kassen gespült, und zwar im Akkord:

»Um die Verluste auszugleichen, kündigte die zweitgrößte deutsche Geschäftsbank am Donnerstag eine Kapitalerhöhung an, die dem Institut mindestens drei Milliarden Euro in die Kassen spülen soll«, meldet die

»Berliner Zeitung«. Und der »Kölner Stadt-Anzeiger« berichtet: »Die Vignette kommt wieder und soll mit 40 Millionen Euro pro Monat rund ein Drittel der Mauteinnahmen in die Kassen spülen.« – »Vor fünf oder sechs Jahren konnte der Hallenfußball noch das eine oder andere Milliönchen in die Kassen spülen«, schreibt die »Frankfurter Rundschau«, und in der »Financial Times Deutschland« erfährt man: »Im Vorjahr hatten die schnittigen Züge noch rund 57 Millionen Euro Gewinne in die Kassen der Bahn AG gespült.«

Dies sind nur ein paar Beispiele von Tausenden, bei denen in jüngster Zeit irgendwelche Gelder in irgendwelche Kassen gespült wurden. Diese Form der Geldwäsche ist juristisch zwar völlig legal – stilistisch allerdings ist sie, spätestens nach der tausendsten Wiederholung, ein Verbrechen.

Die Metapher lässt an Wogen von Bargeld denken, an donnernde Brandung, die sich schäumend über den Strand ergießt und einen Haufen glitzernder Münzen und durchnässter Geldscheine zurücklässt. Oder an Dagobert Duck, der im gestreiften Badeanzug beglückt in ein Meer aus Talerstücken hüpf.

Woher das Geld kommt, wie hart es erarbeitet werden musste, das spielt keine Rolle. Es ist einfach da, wogt hin und her und schwappt in die offenen Kassen hinein. Das mag im Comic funktionieren, mit der Wirklichkeit hat es nichts zu tun.

Pecunia non olet? Geld vielleicht nicht, aber dafür stinkt hier etwas anderes: Wenn überstrapazierte Redewendungen faulig werden, verbreiten sie einen unangenehmen Geruch.

Wer beim Thema Geld das Spülen partout nicht lassen kann, der soll weiterspülen, aber dann bitte in der Küche.

Deutsch als Amtssprache der USA

Seit 200 Jahren hält sich hartnäckig eine Legende, die besagt, dass Deutsch um ein Haar die offizielle Landessprache der USA geworden wäre. Ein entsprechendes Gesetz soll nur an einer einzigen Stimme gescheitert sein. Der Mann, der die Wahl zugunsten von Englisch entschied, soll ausgerechnet deutscher Abstammung gewesen sein.

So wie das Ungeheuer von Loch Ness taucht auch die so genannte Muehlenberg-Legende alle Jahre wieder auf und findet regelmäßig neue Freunde, die zu ihrer Verbreitung beitragen. Das ist auch nicht verwunderlich, denn ihre Faszination wächst im gleichen Maße, wie Macht und Einfluss der USA wachsen.

Wer war dieser Muehlenberg, und was hat es mit der Behauptung auf sich, die USA wären beinahe deutschsprachig geworden? Hat es jemals eine Abstimmung in den USA über die offizielle Landessprache gegeben? Oder gab es sie zumindest in einzelnen Bundesstaaten?

Englisch war doch die Sprache der verhassten Kolonialherren, gegen die sich das amerikanische Volk im Unabhängigkeitskrieg erfolgreich aufgelehnt hatte. Wäre es da nicht vorstellbar, dass die jungen Vereinigten Staaten nach ihrer Gründung beschlossen, sich eine andere Sprache zu geben? Natürlich – vorstellbar ist vieles; Tatsache ist jedoch, dass eine Abstimmung über

die Amtssprache der USA niemals stattgefunden hat, auch nicht auf regionaler Ebene.

Doch wie alle Legenden hat auch diese einen wahren Kern: Am 9. Januar 1794 reichte eine Gruppe deutscher Einwanderer aus Virginia beim US-Repräsentantenhaus eine Petition ein, in der sie die Veröffentlichung von Gesetzestexten in deutscher Übersetzung forderten. Dies sollte den Einwanderern, die noch kein Englisch gelernt hatten, helfen, sich schneller mit den Gesetzen in der neuen Heimat zurechtzufinden. Doch der Antrag wurde vom Hauptausschuss des Repräsentantenhauses mit 42 zu 41 Stimmen abgelehnt. Der deutschstämmige, zweisprachige Sprecher des Repräsentantenhauses, Frederick Augustus Conrad Muehlenberg, der sich selbst bei der Abstimmung enthalten hatte, erklärte hinterher: »Je schneller die Deutschen Amerikaner werden, desto besser ist es.«

Dies führte bei den deutschen Siedlern zu einer gewissen Verbitterung, die den Nährboden für jene Legende bildete, die eine Generation später aufkam und als so genannte Muehlenberg-Legende Berühmtheit erlangte. 1828, so ging das Gerücht, habe es in Pennsylvania eine Abstimmung darüber gegeben, ob Deutsch neben Englisch zweite Amtssprache werden sollte. Der entsprechende Antrag sei mit nur einer Stimme nicht angenommen worden. Die entscheidende Stimme, die Deutsch verhinderte, habe ausgerechnet der deutschstämmige Parlamentssprecher Muehlenberg abgegeben.

Die Deutschen machten zu Beginn des 19. Jahrhunderts zwar einen nicht unerheblichen Bevölkerungsteil im Staate Pennsylvania aus, doch dieser war nicht höher als ein Drittel. Auf die Gesamtpopulation

der USA bezogen, lag der Anteil deutscher Einwanderer um 1830 gerade mal bei neun Prozent.

Ungeachtet dessen sind zahlreiche deutsche Wörter ins amerikanische Englisch eingedrungen, und gelegentlich kommen sogar neue hinzu, wie »fahrvergnuegen« und »bremsstrahlung«. Die berühmtesten »Germish«-Vokabeln betreffen deutsche und österreichische Spezialitäten; die schaurigsten stammen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs. Wichtige Impulse stammten aus den Bereichen Hundezüchtung, Philosophie und Waffentechnik. Hier finden Sie eine kleine Auswahl:

Deutsche Wörter in der englischen Sprache:

a alpenglow angst Anschluss autobahn automat	f fahrverneugen fest (z.B. beer fest) frankfurter Fraulein, Frollein Fuehrer
b beergarden bildungsroman Birkenstock blitz Blitzkrieg bratwurst bremsstrahlung	g gasthaus gemuetlich Gesundheit! glitz, glitzy glockenspiel
c coffee-klatsch, coffee klatch concertmeister	h hamburger hamster hausfrau Herrenvolk hinterland howitzer (von Haubitze)
d dachshund Doberman pinscher Das ist gut delicatessen, deli diener, deaner Diesel dirndl doppelganger dreck, drek dummkopf	i iceberg

e edelweiss ehrgeiz	k kaputt kindergarten kitsch knackwurst kraut kriegspiel Kristallnacht
l lager beer, lager lebensraum leberwurst, liverwurst Lebkuchen Lederhosen leitmotiv, leitmotif Lied	r Reich reinheitsgebot rollmops rottweiler rucksack
m muesli	s sauerkraut, sourkraut schadenfreude schnapps schnauzer (Hunderasse) schnitzel spritze, Spritzer strudel
n Nazi Neanderthaler nicht wahr?	u U-boat umlaut
o Oktoberfest Ostpolitik	v Volkswagen

p panzer pils, pilsner pinscher plattenbau polka pretzel (von Bretzel) pumpernickel	w waldmeister waldsterben weltschmerz wunderkind wurst
	z zeitgeist zigzag (von Zickzack)

Unglück mit Toten, schwere Verwüstungen

Ein Unglück kommt selten allein, heißt es, daher ist es nicht verwunderlich, wenn zur Entgleisung eines Zuges auch noch die Entgleisung der Sprache kommt. Der stilistische Umgang mit Katastrophen kommt oft selbst einer Katastrophe gleich; Fähren, Busse und Züge voller Menschen verunglücken, die Sprache verunfällt.

Katastrophenjournalismus ist die vielleicht älteste Form des Journalismus überhaupt. Das merkt man deutlich an seiner Sprache: Kaum ein anderes Themengebiet ist derart von redundanten Redewendungen durchsetzt, nirgendwo findet man gründlicher gedroschene Phrasen. Wenn irgendwo die Erde bebt, dann fallen Gebäude, Häuserblocks, ganze Dörfer stets »wie Kartenhäuser« in sich zusammen. In den USA, wo die meisten Telefonleitungen noch oberirdisch verlaufen, knicken die Masten bei Wirbelstürmen regelmäßig um »wie Strohhalme«. Und wenn der »Twister«, wie er neuerdings auch bei uns so gerne genannt wird, richtig gut drauf ist, dann werden Trucks, also Lastwagen, durch die Luft geschleudert »wie Spielzeugautos«.

Diese Vergleiche sind derart populär, dass sie bereits einen hohen Wiedererkennungswert haben. Wir lesen nur »Kartenhäuser« und wissen sofort: Aha, ein Erdbeben. Allerdings muss man sich fragen, wieso angesichts von Naturkatastrophen derartige Vergleiche überhaupt nötig sind. Sie sollen die ungeheure Gewalt veranschaulichen, mit der die Natur am Werke war; tatsächlich aber werden die Kräfte der Natur durch solche Vergleiche eher verharmlost.

Ein anderes Mittel zur Beschreibung von Katastrophen ist das hastige Ausreizen von Superlativen. Das neue Jahrhundert war gerade mal lächerliche zwei Jahre alt, da wurde das Hochwasser an Elbe und Oder bereits zur »Jahrhundertflut« erklärt. Alle Fluten, die in den nächsten 97 Jahren über deutschen Dächern zusammenschwappen, müssen sich damit abfinden, dass der Name »Jahrhundertflut« bereits vergeben ist.

Weil vorhin von Lastwagen die Rede war: Es gibt da noch ein anderes Schwerfahrzeug, von dem man jeden Sommer liest: die Feuerwalze. Regelmäßig stampft, donnert und rollt sie durch Europas beliebteste Ferienregionen, von der Cote d'Azur über Spanien bis nach Portugal. In ihrer irren Fahrt walzt sie nicht nur Tausende Hektar Wald nieder, sondern offensichtlich auch jede semantische Alternative. Die Feuersbrunst, der Waldbrand und das gemeine Feuer als solches sind eindeutig zu Vokabeln zweiter Wahl verkommen. Platz da für die Feuerwalze!

Brände haben übrigens die bemerkenswerte Eigenschaft, immer zu »wüten«. »Auch in weiten Teilen Norditaliens wüten Brände«, liest der Nachrichtensprecher vom Blatt, und er klingt dabei gewohnt sachlich. Ein wahrhaft wagnerianisch wuchtiges Wort wie »wüten« klingt aber geradezu grotesk, wenn es sachlich vorgelesen wird. »Lodern« wäre auch mal ganz hübsch, aber im Journalistendeutsch können Brände nun mal nicht anders als wüten. Und ist es wirklich noch nötig, Verwüstungen immer ein »schwer« oder »schwerst« vorzuschicken? Hat denn je ein Feuer, ein Sturm oder eine Flut irgendwo mal »leichte Verwüstungen« hinterlassen?

Und dann die Opfer! Natürlich, sie stehen im Zentrum der Katastrophe, sie wollen wir sehen, möglichst geschunden, blutüberströmt, weinend, auf einer Trage liegend. Der Krieg fordert viele Opfer, und in der Regel bekommt er sie auch. Meistens handelt es sich dabei um »unschuldige Frauen und Kinder«. Männer scheinen per se schuldig, von »unschuldigen Männern« liest man jedenfalls erschreckend selten.

Erschreckend häufig liest man hingegen Sätze wie diesen: »52 Personen wurden teilweise schwer verletzt.« Wie sieht das wohl aus, wenn jemand »teilweise schwer verletzt« ist? Muss man sich das so vorstellen, dass bei allen 52 Personen jeweils ein Arm oder ein Bein stark lädiert wurden, während die restlichen Körperteile mit leichten Kratzern davongekommen sind? Schon klar: Das Wort »teilweise« bezieht sich auf die Menschen, nicht auf die Verletzungen, aber das Wort ist syntaktisch ungünstig platziert.

Hartnäckig hält sich auch die Überzeugung, dass die Evakuierung von Menschen eine geeignete Maßnahme zur Verhütung von Katastrophen sei: »Die Bewohner mehrerer Berggemeinden ... wurden am vergangenen Freitag evakuiert, als sich die Feuerwalze ihren Häusern mit einer Geschwindigkeit von fünf Kilometern in der Stunde genähert hatte.« Welch grausige Vorstellung! Evakuieren bedeutet wörtlich die Luft herausaugen, im bekannteren übertragenen Sinne: etwas leer machen. Städte, Häuser und Dörfer kann man evakuieren, aber keine Menschen. Vielleicht handelte es sich bei den Bewohnern der Bergdörfer aber auch um aufblasbare Gummipuppen. Dann nehme ich alles zurück.

Bisweilen wird den Opfern noch nachträglich übel mitgespielt. »Wieder Unfall mit einem Toten«, titelte die

»Sächsische Zeitung«. Gruselig, so was! Man kennt Unfälle mit Motorrädern, mit Rehen, mit Heißluftballons oder mit Fußgängern. Aber mit einem Toten? Dazu kann es kommen, wenn ein Leichenwagen einen offenen Sarg verliert und der Tote auf die Autobahn geschleudert wird. So etwas soll schon vorgekommen sein. Schlimm ist auch ein »Busunglück mit 13 Schwerverletzten«. Nun sind diese armen Menschen schon schwer verletzt, und dann rast auch noch ein Bus in sie hinein. Dabei hätte es gar nicht so weit zu kommen brauchen; denn es ist wie beim Backen – die Präposition »mit« gehört vor die Zutaten, nicht vor das Resultat: »Backen mit Liebe«, nicht »Backen mit Kuchen«. Was gäbe es sonst beim »Kochen mit Biolek«?

Die schlimmste aller denkbaren Katastrophen ist übrigens die »humanitäre«. Von der hört und liest man immer wieder. Humanitär heißt »menschenfreundlich, wohlütig«. Was also haben wir uns unter einer Wohltätigkeits-Katastrophe vorzustellen? Eine Benefiz-Gala mit Dieter, Naddel & Co.? Das Leben steckt voller Gefahren, und die Sprache ist ein tückisches Terrain voller Fallgruben. Ehe man sich versieht, ist man mit ihr »verunfallt«; der Stil, teilweise schwer verletzt, wird von der Feuerwalze überrollt und unter den Trümmern von Kartenhäusern begraben. Welch eine Katastro-f-e!

Trügerischer Anschein des Scheinbaren

Morgens um sieben ist die Welt anscheinend noch in Ordnung. Oder ist sie es nur scheinbar? Allem Anschein nach ist der unscheinbare Unterschied zwischen scheinbar und anscheinend nicht hinlänglich bekannt. Dabei verbirgt sich hinter dem anscheinend Ähnlichen nur scheinbar Gleiches.

Morgens um kurz nach sieben springt der Radiowecker an, und eine notorisch gut gelaunte Stimme quäkt:

»... lässt Dieter in gewohnter Manier die Hosen runter, und nach anfänglichen Startschwierigkeiten mausert sich sein zweites Buch jetzt scheinbar zu einem richtigen Verkaufsschlager.« Der Schlag auf die Schlummertaste kann gar nicht hart genug sein, wenn es gilt, nervende Quasselstrippen auf Radiosendern zum Schweigen zu bringen. Erst recht, wenn sie sich in hilfsbedürftigem Deutsch über hilflose Literaturversuche verbreiten. Leider währt die Ruhe nur wenige Minuten. Und bei der nächsten Weck-Attacke tut er es tatsächlich wieder:

»... zwei zu null, die Gastgeber hatten sich scheinbar gut auf dieses Spiel vorbereitet.«

Der Bedeutungsunterschied zwischen »anscheinend« und »scheinbar« ist offenbar selbst Radiosprechern nicht immer geläufig. Dabei ist er alles andere als gering. »Anscheinend« drückt die Vermutung aus, dass etwas so ist, wie es zu sein scheint: Anscheinend ist der Kollege krank, anscheinend hat keiner zugehört, anscheinend hat der Chef mal wieder schlechte Laune. »Scheinbar« hingegen sagt, dass etwas nur dem äußeren Eindruck nach, nicht aber tatsächlich so ist: Scheinbar interessierte er sich mehr für die Nachrichten (in Wahrheit wollte er bloß seine Ruhe haben); scheinbar war der Riese kleiner als der Zwerg (weil der Zwerg ganz weit vorne stand und der Riese ganz weit hinten); scheinbar endlos zieht sich die Wüste hin.

In den wenigsten Fällen, in denen scheinbar gebraucht wird, ist scheinbar auch wirklich gemeint. Sätze wie »Das ist ihm scheinbar egal« oder »Scheinbar weiß es keiner« sind zwar häufig zu hören, doch leider–

meistens–falsch. Richtig muss es heißen: »Das ist ihm anscheinend egal« und »Anscheinend weiß es keiner«. Andernfalls würde es bedeuten, die Gleichgültigkeit und die Unwissenheit wären nur vorgetäuscht.

In besonders romantischen Momenten steht die Zeit scheinbar still. Hier ist scheinbar richtig, denn es handelt sich nur um einen »gefühlten« Zeitstillstand und keinen echten. Doch wo immer sich jemand scheinbar geirrt hat, da hat er sich höchstwahrscheinlich bloß anscheinend geirrt. Zum Beispiel Cäsar; der hatte sich anscheinend in Brutus getäuscht, sonst hätte ihn dessen Beteiligung am Komplott nicht derart überrascht. Dass er kein Misstrauen gegen Brutus hegte, lag daran, dass dieser ihm scheinbar wohlgesinnt war. Pech für Cäsar, dass der Schein trog.

Ein noch berühmteres Beispiel liefert die griechische Sagenwelt: Im Kampf um Troja waren die Belagerer scheinbar zum Rückzug bereit. Ihr hölzernes Pferd sollte die Trojaner von ihrem Friedenswillen überzeugen. Über die Erkenntnis, dass zwischen Anschein und Wirklichkeit oft brutale Lücken klaffen, versank Troja in Schutt und Asche.

Der Duden weist darauf hin, dass die Unterscheidung zwischen scheinbar und anscheinend »relativ jung« ist: Erst im 18. Jahrhundert wurden die beiden Wörter »gegeneinander abgegrenzt und differenziert«. Da sich diese Differenzierung auch im 21. Jahrhundert noch nicht vollständig herum-

gesprochen hat, kann man sich ungefähr ausrechnen, was das für andere Differenzierungen bedeutet, die bedeutend jünger sind: Die Rechtschreibreform beispielsweise wird sich demnach auch im 23. Jahrhundert noch nicht endgültig durchgesetzt haben.

Die Hartnäckigkeit, mit der sich scheinbar am falschen Fleck behauptet, ist möglicherweise auch mit der gestiegenen Beliebtheit der Endsilbe -bar begründbar. Außerdem ist scheinbar anscheinend praktischer, zumal um eine Silbe kürzer. Und das Wichtige, der »Schein«, kommt gleich als Erstes und nicht erst in der Mitte. Der Gebrauch des Wortes anscheinend verlangt dem Benutzer einen winzigen Moment des Nachdenkens ab, scheinbar hingegen ist was für Schnellsprecher, die sich beim Reden nur ungern durch Nachdenken aufhalten lassen.

Dazu gehört anscheinend auch der scheinbar ständig gut gelaunte Radiosprecher vom Sieben-Uhr-Weck-und-Schreck-Kommando. Denn der plappert unbeirrt weiter: »Von seiner letzten Platte verkaufte er gerade mal zwei Millionen Exemplare. Scheinbar will ihn keiner mehr hören.« Was morgens um sieben wirklich keiner hören will, ist dummes Geschwätz. Das ist weder scheinbar so noch anscheinend; das steht völlig außer Zweifel. Höchste Zeit, sich einen anderen Sender zu suchen.

Sinnverwandte Begriffe

scheinbar:

nur zum Schein, angeblich, vorgeblich, nicht in Wirklichkeit, vorgetäuscht, trügerisch

anscheinend:

allem Anschein nach, wohl, vermutlich, wahrscheinlich, möglicherweise, womöglich

Wie das alte Europa von einem Erdloch verschluckt wurde

Die Wahl des Wortes des Jahres 2003 fiel auf das »alte Europa«. Doch wie so oft hat man zu früh abgestimmt. Das wahre Wort des Jahres kam erst kurz vor Weihnachten über uns.

Rechtzeitig zur Weihnachtszeit hatten die Amerikaner im Irak einen Coup gelandet, der die herben Verluste der letzten Monate augenblicklich vergessen machte. In einer fensterlosen Kammer unter einer verwahrlosten Lehmhütte fanden sie — nach neunmonatiger Suche — den geflohenen und untergetauchten Diktator des Irak, Saddam »Pik-Ass« Hussein.

Damit hat der von christlichem Eifer erfüllte Präsident der Vereinigten Staaten der Welt eine Neufassung der Weihnachtsgeschichte geliefert, die sich in etwa so liest:

»Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von Präsident Bush ausging, dass alle Häuser im Lande durchsucht würden. Und diese Durchsuchung war die allergründlichste und geschah zu der Zeit, da Paul Bremer Statthalter in Babylonien war. Und jedermann ging, dass er den Gesuchten finde, ein jeder in seiner Stadt. Und sie fanden ihn unter einer Hütte aus Lehm, in einem Loch in der Erde versteckt. «

Passend zur Jahreszeit und als wolle er den Amerikanern eine besondere Freude machen, hatte Saddam sich auch noch einen Weihnachtsmann-Look zugelegt: Mit seinem grauen Rauschebart hätte er gut und gerne als Knecht Ruprecht durchgehen können.

Die Bilder des verhafteten Diktators und seiner letzten Zufluchtsstätte in Freiheit gingen um die Welt. Und ein Begriff brachte es innerhalb kürzester Zeit zu nie da gewesenem Ruhm: das Erdloch. Staunend saß man da und vernahm die Nachrichten, in denen es von Erdlöchern nur so wimmelte.

Bis zu jenem denkwürdigen Adventssonntag, der uns die Meldung von Saddam Husseins Verhaftung bescherte, waren Erdlöcher in der deutschen Presselandschaft nur selten zu finden. Das ist auch nicht weiter verwunderlich, denn für gewöhnlich findet man in Erdlöchern nur Wespen, Würmer und Spinnen, manchmal auch von vorausschauenden Eichhörnchen vergrabene Nüsse. Wer sich tief durchs Pressearchiv wühlt, der stößt gelegentlich auf Erdlöcher, in denen Knochen oder gar eine ganze Leiche verbuddelt waren: »Die junge Frau ... wurde erdrosselt, elendig in einem Erdloch verscharrt« (»Bild«-Zeitung). Ansonsten galten Erdlöcher bislang als unspektakulär und fristeten ein wenig beachtetes Dasein in der afrikanischen Wüste (»Als sie uns sahen, verschwanden die Erdmännchen blitzschnell im Erdloch«) und unter Rasenteppichen: »Doch plötzlich stolperte der Isländer über ein Erdloch, fiel hin« (»Bild«-Zeitung). Eingedenk der neuesten Erkenntnisse über Erdlöcher wird der Fußballspieler beim nächsten Sturz über einem solchen nachschauen, ob sich darin nicht ein international gesuchter Top-Terrorist verbirgt und er mal eben 25 Millionen Dollar nebenbei verdienen kann.

Das »Erdloch« wurde zum Liebling der Berichterstatter. Mochten die Amerikaner Saddam gefunden haben; die Medien hatten ihr Erdloch: Das Ei des Kolumbus 2003! Es war aus keiner Meldung über den gefassten Despoten wegzudenken. Kaum jemand

machte sich die Mühe, nach sprachlichen Alternativen zu graben. Nur selten las man vom »unterirdischen Versteck« oder von einer »Grube«, einem »Raum« oder einem »Bunker«.

Die massenhafte Ausbreitung von Erdlöchern in Nachrichtentexten konnte bei sensiblen Lesern schnell zu einem gewissen Überdruß führen. Doch das nahm man gerne in Kauf, denn der »Erdloch«-Überdruß löste den noch quälenderen Überdruß an Wörtern wie »Reformstreit«, »Maut-Desaster«, »Selbstmordattentat« und »Küblböck« ab.

Bereits im Juli desselben Jahres wurde ein 51-jähriger Mann entdeckt, der angeblich zehn Jahre lang in einem »Erdloch« gehaust hatte. Allerdings nicht im Irak, sondern in Brandenburg. Er selbst gab zwar an, er habe in einer »Erdhöhle« gewohnt. Dies hinderte die Presse aber nicht, aus der Höhle ein Loch zu machen und das Wort millionenfach abzudrucken. Offenbar klingt »Erdloch« schauriger, gruseliger und ekelregender als »Erdhöhle« oder »Grube«. Im Nachhinein betrachtet war dieser Fall eine Art journalistischer Testlauf für Saddam Hussein. Wobei das Brandenburger Erdloch schnell wieder in Vergessenheit geriet. Mit Saddam Husseins Erdloch hingegen ist dem deutschen Journalismus ein sprachlicher Geniestreich gelungen, der Bestand haben wird.

So wie die »Titanic« mit dem Eisberg, Napoleon mit Waterloo, Nixon mit Watergate, Clinton mit dem »Oral Office« und Boris Becker mit der Wäschekammer, so wird Saddam Hussein im kollektiven Gedächtnis für alle Zeiten mit dem Erdloch verbunden bleiben.

Er designs, sie hat recycled, und alle sind chatting

Wie werden eigentlich englische Wörter in deutscher Schriftsprache behandelt; kann man sie deklinieren und konjugieren wie deutsche Wörter? Oder gelten für sie andere Regeln? Diese Fragen beschäftigen alle, die recyceln, designen, chatten und simsens. Ein paar Gedanken über die Einbürgerung von Fremdwörtern.

Fremdwörter, egal welcher Herkunft, werden zunächst mit Ehrfurcht und Respekt behandelt, manche Menschen fassen sie mit Samthandschuhen an, andere nur mit spitzen Fingern. Man ist im Allgemeinen froh, wenn man weiß, was sie bedeuten, aber man vermeidet es, sie zu deklinieren oder zu konjugieren. Doch je mehr man sich an sie gewöhnt hat, desto geringer werden die Berührungsängste. Und irgendwann, wenn das Fremdwort schon gar nicht mehr aus unserer Sprache wegzudenken ist, betrachtet man es als ein Wort wie jedes andere auch und behandelt es entsprechend. Und dagegen ist im Prinzip auch nichts einzuwenden.

Andere Sprachen machen es genauso. Zum Beispiel heißt die Mehrzahl von »bratwurst« auf Englisch nicht etwa »bratwuerste«, sondern »bratwursts«. Kein Brite oder Amerikaner käme auf die Idee, sich über diese »undeutsche« Plural-Endung aufzuregen. Und das kuriose Verb »to abseil«, aus dem deutschen Bergsteigerwort »abseilen« gebildet, wird problemlos ins Gerundium gesetzt: abseiling.

Also halten wir es genauso. Wir haben Wörter wie »design« und »recycle« in unsere Sprache aufgenommen, und nun, da sie unentbehrlich geworden sind, hängen wir ihnen unsere eigenen Endungen an: Ich designe eine Kaffeekanne, du designst ein Auto, der Architekt designt

ein Haus; ich recycle Papier, du recycelst Plastik, er recycelt Biomüll. Im Perfekt entsprechend: Er hat ein Haus designt, wir haben Autoreifen recycelt.

Was wäre die Alternative? Sollte man die englischen Formen benutzen? Er hat ein Haus designed, wir haben Papier recycled – das mag im Perfekt noch angehen. Aber wie sieht es im Präsens aus? Er designs ein Haus, wir recycle Papier? Es sieht nicht nur befremdlich aus, es klingt auch äußerst seltsam.

Die Einbürgerung von Fremdwörtern verläuft nicht nach festen Regeln, irgendjemand traut sich irgendwann das erste Mal, »geshoppt« oder »gemailt« zu schreiben, ein anderer macht es nach, und langsam verbreitet sich der deutsche »Look«. Nach einer Weile hat man sich dran gewöhnt. Wer wollte ein Wort wie »surfen« (ich habe gesurft, ich will nächsten Sommer wieder surfen, surfst du mit mir?) heute noch anders beugen wollen als nach deutschen Regeln?

Natürlich gibt es Ausnahmen: ein frasierter Motor ist »getuned« und nicht »getunt«, und perfektes Timing wird im Perfekt zu »getimed«, nicht »getimt«. So steht es jedenfalls im Duden. Andere englische Wörter werden dafür vom Deutschen derart absorbiert, dass sie kaum noch wiederzuerkennen sind: Das englische Wort tough ist im Deutschen zu taff geworden, und für pushen findet man auch schon die Schreibweise puschen.

Boxkämpfe werden promotet, Flüge gecancelt und Mitarbeiter gebrieft. Doch nicht jedes englische Verb, das sich in unseren Sprachraum verirrt hat, braucht ein deutsches Perfektpartizip: Die Antwort auf die Frage, ob es »downgeloadet« oder »gedownloadet« heißen muss, lautet: Weder noch, es heißt »heruntergeladen«. Es ist

auch nicht nötig, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob es »forgewardet« oder »geforwardet« heißt, wenn man stattdessen einfach »weitergeleitet« schreibt. Fremdwörter sind willkommen, wenn sie unsere Sprache bereichern; sie sind unnötig, wenn sie gleichwertige deutsche Wörter ersetzen oder verdrängen. Statt »gevotes« kann man ebenso gut »abgestimmt« schreiben, statt »upgedated« »aktualisiert«, und wer seine Dateien »gebackupt« hat, der hat sie auf gut Deutsch »gesichert«.

Während sich der Ausdruck »gekidnappt« für entführte Personen durchgesetzt hat, auch wenn es sich dabei um Erwachsene handelt (kidnapping bedeutete ursprünglich Kinder neppen), ist der Ausdruck »gehijackt« für entführte Flugzeuge in stilistischer Hinsicht inakzeptabel.

Wörter wie »gestylt«, »gepixelt« und »gescannt« sind hingegen akzeptabel, da sie kürzer oder prägnanter als ihre deutschen Entsprechungen sind.

Auch »chatten« und »simsen« sind bereits in die deutsche Sprache übergegangen: Chatter chatten im Chat, und wer täglich dreißig Kurzmitteilungen per SM S verschickt, der simst, was das Zeug hält. Es ist allerdings denkbar, dass diese Wörter wieder aus unserem Wortschatz verschwinden, noch ehe sie Eingang in ein deutsches Wörterbuch gefunden haben. In ein paar Jahren kann die Technik des Simsens völlig veraltet und Chatten plötzlich aus der Mode gekommen sein.

Dann wird man ein paar Ideen recyceln und etwas Neues designen. Oder ein paar Ideen wiederverwerten und etwas Neues gestalten. Warten wir's ab.

Man trifft sich im Abendbereich

In der Welt von morgen schläft man im Schlafbereich, wäscht sich im Nassbereich, isst im Essbereich und schickt den Hund nach draußen in den Gartenbereich. Man parkt das Auto im Fahrzeugbereich, geht durch den Eingangsbereich in den Bürobereich und verabredet sich für den Abendbereich. Eine schaurige Vorstellung? Größtenteils ist sie schon heute Wirklichkeit.

Der Vorhang fällt, Pause nach dem zweiten Akt, das Publikum strömt zu den Ausgängen. »Entschuldigen Sie, wo geht es zur Toilette?«, fragt jemand den Platanzeiser. »Den Toilettenbereich finden Sie links vom Foyerbereich«, lautet die Auskunft. Der Besucher bedankt sich und hakt nach: »Und zum Foyer geht's da lang?« — »Den Foyerbereich erreichen Sie über den zentralen Treppenaufgang gleich neben dem Garderobenbereich.«

Wer bislang glaubte, Deutschland sei in Bundesländer, Bezirke, Kreise und Gemeinden untergliedert, der durfte in den letzten Jahren eine neue Verwaltungseinheit kennen lernen: den Bereich. Denn vor allem und überhaupt ist Deutschland in Bereiche unterteilt.

Das fängt beim Arbeitsbereich an, geht über den Freizeitbereich bis in den privaten Bereich und macht selbst vor dem Intimbereich nicht Halt. Bereichseinheiten, wohin das Auge blickt. Es scheint, als habe der Drang der Ehrgeizigen nach einem Posten als Bereichsleiter seinen massiven Niederschlag in der Sprache gefunden.

Man hört es ständig und überall, das modische Anhängsel »-bereich«. Klagte man früher noch über Schmerzen in der

Schulter, so jammern Patienten heute beim Arzt über Schmerzen im Schulterbereich. Masseure kneten im Nackenbereich, Männer verlieren Haare im Kopfbereich, und Sportler haben keine Knieverletzungen mehr, sondern Verletzungen im Kniebereich. Deutschland ist in ständiger Bereichschaft.

Längst haben Hotels und Urlaubsresorts entdeckt, dass sich ihre Attraktivität um ein Vielfaches steigern lässt, wenn sie sich in Bereiche unterteilen. So wimmelt es in den einschlägigen Prospekten von Hinweisen wie: »In unserem Poolbereich haben Sie die Möglichkeit, sich mit Erfrischungsgetränken zu versorgen.« Und: »Genießen Sie die umfangreiche Auswahl im Barbereich.« Wer außerdem einen Hometrainer, ein paar Hanteln, eine beheizte Holzkabine und ein Sprudelbecken zu bieten hat, der bewirbt seinen »modernen Fitnessbereich«, den »großzügigen Saunabereich« und den »exklusiven Wellnessbereich«. Mit seiner Bereichseinteilung kommt jeder Hotelier groß raus.

Da will natürlich niemand im bereichslosen Schatten bleiben. Wenn sich Hotels und Restaurants mit Foyerbereichen und Barbereichen brüsten, dann verweist das kleine Stehcafe am Eck nicht minder bedeutsam auf seinen »Verzehrereich«.

Besonders reich an Bereichen ist der Sportbereich. Da wird zunächst einmal grundsätzlich zwischen Spielerbereich und Zuschauerbereich unterschieden. Fußballfelder, traditionell durch eine Mittellinie in zwei überschaubare Hälften geteilt, sind mittlerweile von Dutzenden variabler Bereichslinien durchzogen. Das geht

vom Angriffsbereich über den Mittelfeldbereich und den Abwehrbereich bis hin zum Torwartbereich. Selbst der Schiedsrichter hat seinen Schiedsrichterbereich, und wer eine Mannschaft trainiert, der arbeitet selbstverständlich im Trainerbereich.

Und als wäre das alles noch nicht genug, breitet sich der Bereichswahn unaufhaltsam von der räumlichen in die zeitliche Dimension aus. Auch die Zeit ist inzwischen in Bereiche unterteilt:

Eine Computerschule bietet »Kurse für Frauen im Morgenbereich« an, ein Gymnasium verspricht »eine Erweiterung des Freizeitangebots im Mittagsbereich«, und immer mehr Menschen verabreden sich zu gemeinsamen Unternehmungen »im Abendbereich«.

Wo unbedarfte Gemüter noch von »Tag« und »Nacht« sprechen, sind Werbeagenturen längst dazu übergegangen, zwischen Tag- und Nachtbereich zu unterscheiden. Der IT-Bereich und der Physik-Bereich kommen ohne die Einteilung in Stunden- und Minutenbereiche nicht mehr aus, und der Banken- und Wirtschaftsbereich beobachtet die Entwicklung von Kursen und Wertpapieren im Monats- und Jahresbereich.

Ein Kollege berichtete mir von einem Erlebnis in einem Sportfachgeschäft. Auf der Suche nach Treckingsandalen wandte er sich an eine Verkäuferin, die ihm höflich, aber bestimmt zu verstehen gab: »Diesen Artikel führen wir nur im Sommerbereich.«

Ob die permanente Vermehrung der Bereiche tatsächlich eine Bereicherung der Sprache bedeutet, darf an dieser Stelle bezweifelt werden. Letztlich handelt es sich um nichts anderes als einen überflüssigen Appendix,

der Eleganz oder Bedeutung vortäuschen soll, wo in Wirklichkeit die gewohnte Banalität herrscht. Das Harnlassen wird jedenfalls nicht zu einem höheren Erlebnis, wenn man statt einer Toilette den Toilettenbereich aufsucht.

Kampf um den Titel der First Lady

»Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Erste im ganzen Land?« — »Frau Schröder-Köpf, Ihr seid die Erste hier, doch die Gattin des Johannes, unseres ersten Mannes, steht noch einen Platz höher als Ihr!« Was wie die moderne Adaption eines Grimm'schen Märchens klingt, ist ein großes protokollarisches Dilemma.

Damals in Gallien waren die Verhältnisse ganz klar: Gutemine war die Gemahlin des Chefs und somit die erste Frau im Dorf. Beim Fischhändler brauchte sie sich nicht in die Schlange einzureihen, sondern wurde selbstverständlich vor allen anderen bedient. Jeder zollte ihr Respekt, und wenn nicht, dann flogen die Fische. Auch ihr Mann Majestix (» Schnäuzelchen «) tat gut daran, sich unterzuordnen. Es bestand kein Zweifel: Gutemine war die »First Lady« der unbeugsamen Gallier.

Freilich wurde sie im Dorf nicht so genannt, denn der Begriff war ja englisch. Und die Gallier haben es ja bekanntlich nicht so mit dem Englischen. Bei den Teutonen sind englische Wörter dafür umso beliebter, vor allem, wenn sie aus Amerika kommen. Doch nicht jede praktische Formel lässt sich ohne weiteres aus dem Amerikanischen ins Deutsche übertragen; oftmals sind die Verhältnisse zu unterschiedlich. Dennoch verfallen viele sofort in den Automatismus, wann immer sie in irgendeinem Land auf irgendeinem roten Teppich eine offensichtlich geehelichte Frau an der Seite eines offensichtlich amtierenden Regierungschefs ausmachen, von der »First Lady« zu sprechen. So haben wir es schließlich von den Amerikanern, unseren großen sprachlichen Vorbildern, gelernt: Die Ehefrau des Oberhäuptlings ist die First Lady.

Folglich wird dieser Titel generös und gnadenlos auf sämtliche anderen Ehefrauen von Regierenden übertragen: Was bei den Amerikanern derzeit Laura Bush, ist bei den Franzosen Bernadette Chirac, bei den Briten Cherie Blair und bei uns in Deutschland ... na klar, Doris Schröder-Köpf. Selbst die Russen, bis vor ein paar Jahren noch Bollwerk gegen die Amerikanisierung der Welt, haben inzwischen nicht nur eine Mafia und ein eigenes Terrorismus-Problem, sondern auch eine eigene First Lady: Ljudmila Putina.

Halt, stopp! Wie war das eben? Doris Schröder-Köpf soll die First Lady Deutschlands sein? Die »erste Frau im Staate«? Und was ist mit der Frau des Bundespräsidenten? Kommt Christina Rau* erst an zweiter Stelle? Laut Protokoll steht der Bundespräsident drei Stufen über dem Kanzler. Kann dann die Frau des Kanzlers über der des Präsidenten stehen? Vom Paradoxon mal ganz abgesehen, dass die vierte Ehefrau Gerhard Schröders die »erste« Lady sein soll ..

Und wie ist es mit Großbritannien? Wenn Cherie Blair die First Lady ist, was ist dann die Queen? Second Lady? Immerhin trägt sie die Ziffer II bereits in ihrem Namen. Doch eine solche Titulierung fände Elizabeth II. ganz bestimmt nicht lustig.

* Dieser Text entstand im Jahre 2003. Seit dem 1. Juli 2004 heißt die Frau des Bundespräsidenten Eva Köhler.

Gehen wir doch mal logisch vor: Erste Frau im Staat kann nur sein, wessen Ehepartner protokollarisch an der Staats-spitze steht. In den USA ist es Laura Bush, weil ihr Mann George W. Bush das Staatsoberhaupt ist. Das Staatsoberhaupt Großbritanniens ist die Queen, und die ist mit Prinz Philip verheiratet, demnach ist er die First Lady.

Laut Lexikon ist die First Lady eine Präsidentengattin, und weil Großbritannien keinen Präsidenten hat, hat es auch keine First Lady. Punktum. Ein Schock für alle Politikredakteure: Wie soll man da noch einen Text über Cherie Blair schreiben können, wenn dieses wichtige Synonym wegfällt? Halb so schlimm! Der Begriff »Premiersgattin« passt ebenso gut und kommt obendrein ohne Leerzeichen aus.

Und wie verhält es sich mit Deutschland? Zu Zeiten von Wilhelmine Lübke hätte niemand die herausragende Rolle der Präsidentengattin in Frage gestellt. Heute mag man dar-über streiten. Aber auf Doris Schröder-Köpf passt die Bezeichnung »First Lady« ebenso wenig wie auf Cherie Blair.

Ein Kollege wollte der Lexikon-Definition nicht glauben und behauptete, die First Lady sei immer die Frau des Regierungschefs. Demnach aber hieße die First Lady Frankreichs nicht Bernadette Chirac, sondern Anne-Marie Raffarin, denn Regierungschef ist derzeit Jean-Pierre Raffarin und nicht Jacques Chirac. Dieser Erklärungsversuch taugt also nichts, da ist man mit der Definition »Präsidentengattin« doch besser beraten. Was aber nicht besagt, dass Bernadette Chirac sich widerspruchslös einen amerikanischen Aufkleber verpassen ließe. Wer die Gutemine des 21. Jahrhunderts unfranzösisch mit »First Lady« anspricht, darf sich nicht

wundern, wenn »Schnäuzelchen« Jacques ihm dafür auf die Zehen tritt. Beim Teutates!

Was die USA betrifft, so hat George W. Bush selbst einmal eine äußerst eigenwillige Definition der »First Lady« geliefert, wie man sie nur ihm allein zutraut: »The most important job is not to be governor, or first lady in my case. « (» Die wichtigste Aufgabe besteht nicht darin, Gouverneur zu sein, oder First Lady, wie in meinem Falle.«)

Ich erinnere das nicht

Sie verstehen es, sich zu tarnen, sie tragen deutsche Alltagskleidung und fallen daher in der Menge kaum auf. Die Rede ist von unsichtbaren Amerikanismen. Heimlich unterwandern sie unsere Sprache und verändern unsere Syntax, ohne dass wir es sofort merken. Die Wörter klingen zwar noch deutsch, doch die Strukturen sind es nicht mehr.

Wieder eine dieser Talkshows mit einem prominenten Politiker. Wassergläser auf den Tischen, eine zottelige Jazzkombo im Hintergrund, ein geschniegelter Moderator, der immer wieder seine Stichwortkärtchen auf der Suche nach intelligenten Fragen überfliegt—dann die Erwähnung eines bedeutsamen Ereignisses, verbunden mit der launigen Frage des Moderators an seinen Gast: »Erzählen Sie doch mal, wie war das; können Sie das noch erinnern?« Der Politiker schlägt das rechte Bein über das linke, streicht sich übers Haar und erwidert mit einem wissenden Lächeln: »Nun, ich denke, ich erinnere das noch ziemlich genau, es fing damit an, dass ...«

Und der Fernsehzuschauer denkt: Irgendetwas stimmt da doch nicht. In welcher Sprache reden die denn da? »Ich erinnere das« — sagt man das so? Manch einer erinnert sich vielleicht noch dunkel daran, in der Schule mal gelernt zu haben, dass »erinnern« ein reflexives Verb ist. Man erinnert sich an etwas oder an jemanden. In Norddeutschland soll man sich auch ohne Reflexivpronomen erinnern können, aber das ist umgangssprachlich, und die Herren auf der Mattscheibe machen eigentlich nicht den Eindruck, als wollten sie sich als Regionalisten verstanden wissen.

Und tatsächlich: Wenige Tage später findet sich der Beweis, dass dieses »etwas erinnern« nicht aus der norddeutschen Umgangssprache in den Jargon der Fernsehprominenz auf-

gestiegen ist, sondern aus einem anderen, viel größeren und viel mächtigeren Fundus stammt: dem Englischen. Denn da muss sich der amerikanische Verteidigungsminister Donald Rumsfeld den Fragen eines Untersuchungsausschusses stellen. Ob es vor dem 11. September 2001 Hinweise darauf gegeben habe, dass Passagierflugzeuge als Waffen eingesetzt werden könnten, will man von ihm wissen. »I can't remember that«, erwidert Rumsfeld lapidar. So melden es die amerikanischen Nachrichtenagenturen. Bei der Übersetzung ins Deutsche wird daraus »Ich kann das nicht erinnern«, als Überschrift verkürzt zu »Rumsfeld: Ich erinnere das nicht«. So steht es anderntags im Internet zu lesen.

Also wiederum ein Amerikanismus, der sich in die deutsche Sprache eingeschlichen hat. Wenn es nur die direkten wären, die eins zu eins aus dem Englischen übernommenen Begriffe wie Computer, Job und Inlineskating. Aber viele Amerikanismen erkennt man erst auf den zweiten Blick, wenn überhaupt. Sie kommen im deutschen Gewand her, sodass man sie für Sprachangehörige hält. Und heimlich verändern sie unsere Syntax, machen aus »sich an etwas er-innern« kurzerhand »etwas erinnern«, streichen das »sich mit jemandem treffen« zu »jemanden treffen« zusammen und verwässern unsere Sprache mit fragwürdigen Phrasen wie »das macht Sinn« (statt »das ist sinnvoll«), »ich denke« (statt »ich meine«, »ich glaube«), »nicht wirklich« (statt »eigentlich nicht«) und »einmal mehr« (statt »wieder einmal«).

Ein Bundesliga-Kommentator beweist, dass es noch schlimmer geht, im Passiv nämlich. In einem Artikel über das spektakuläre Pech, das Torhüter bisweilen haben, schreibt er: » Selbst die Fehler von Stürmern werden selten so nachhaltig erinnert wie verunglückte Paraden oder verhunzte Rettungsaktionen von diesen Männern. «

»Wie fühlt sich diese Haltung an? Sind Sie bequem oder angespannt?«, lautet eine Frage in einem Selbsttest zur Erforschung der körpereigenen Energien. »Thank you, I'm comfortable«, will man antworten, »aber ich bin keinesfalls so bequem, mir Ihre schlechten Übersetzungen gefallen zu lassen!« Bequem können Möbel und Schuhe sein, Liegepositionen und Verkehrsverbindungen, aber wenn ein Mensch bequem ist, dann ist er auf gut Deutsch faul, und das gäben wohl die wenigsten offen zu, nicht mal in einem Selbsttest.

In Deutschland gibt es immer mehr Rückrufaktionen. Längst sind es nicht nur Automobilhersteller und Möbelfhäuser, die fehlerhafte Modelle zurückrufen. Das Rückrufen ist zu einem Volkssport geworden, jeder ruft heute jeden zurück: »Lassen Sie uns das später ausdiskutieren. Ich rufe Sie zurück!« – »Kann ich Sie zurückrufen?« – »Ruf mich zurück, wenn du Zeit hast!« – »Rufen Sie nicht uns zurück, wir rufen Sie zurück!« Da bekommt man auf gut Deutsch einen Rappel! So wie nach zwei Stunden Fahrt auf einer französischen Autobahn*.

* Das französische Wort »rappel« — mit Betonung auf der zweiten Silbe — bedeutet »Rückruf«, »Erinnerung«, »Ermahnung« und ist ein häufiger Zusatz unter Verkehrsschildern zur Geschwindigkeitsbegrenzung.

Im Englischen heißt es » I'll call you back«, auf Deutsch pflegte man früher zu sagen: »Ich rufe Sie wieder an«, aber das scheint vollkommen passe – pardon: out zu sein.

Cogito ergo sum, ich denke, also bin ich. Diese berühmt gewordene Erkenntnis des französischen Philosophen Rene Descartes (1596–1650) ist allerdings kein Grund, jede Meinungsäußerung mit »Ich denke« anzufangen. So kennt man es von den Amerikanern, für die »Well, I think ... « die natürlichste Floskel der Welt ist, mit der sie zu erkennen geben, dass sie ein persönliches »Statement« abgeben. Auf Deutsch sagt man eher, was man meint oder glaubt (»Ich meine, ...«, »Ich glaube, dass ...«) oder von einer Sache hält (»Ich halte das für ... «, »Ich finde es richtig, dass ... «). Allerdings ist »Ich denke« womöglich immer noch besser als das umständliche »Ich würde sagen«, über das sich schon Generationen von Lehrern vergebens ereifert haben.

Dass unter dem Einfluss des Englischen im Deutschen immer mehr »gemacht« wird, kam bereits im Zusammenhang mit »Sinn machen« zur Sprache. »What a difference a day makes«, lautet der Titel eines amerikanischen Song-Klassikers. Welchen Unterschied etwas macht, fragt man sich immer häufiger auch auf Deutsch: »Was macht das für einen Unterschied?« Doch das ist umgangssprachlich und gilt als zweite Wahl hinter »worin liegt/besteht der Unterschied«. Vorläufig noch.

In Sportreportagen hört man immer häufiger verdrehte Ausdrücke wie »Halbzeit zwei« und »Minute 68« anstelle der üblichen »zweiten Halbzeit« und der »68. Minute«. Woher die Sportberichterstatter das haben? Aus einem Lehrbuch für gutes Deutsch bestimmt

nicht. Auch dies ist zweifellos ein Amerikanismus. Im Englischen ist es Brauch, die Zahlen nachzustellen, so heißt es beispielsweise auch »in World War 2«, wenn »im Zweiten Weltkrieg« gemeint ist. Und auch diese syntaktische Verbiegung findet bereits im Deutschen eifrige Nachahmer: »In Weltkrieg 11 standen sich Deutsche und Amerikaner erneut gegenüber.« Gruselig!

Überhaupt die Präposition »in«! Sie hat sich im deutschen Wirtschaftsjargon inzwischen einen festen Platz an ungewöhnlicher Stelle erobert: vor Jahreszahlen. »Der Hersteller rechnet mit einem deutlichen Anstieg der Verkaufszahlen in 2005.« Von allen unsinnigen Amerikanismen ist dies der unsinnigste. Auf Deutsch heißt es entweder »im Jahre 2005« oder einfach nur »2005«. So begann der Zweite Weltkrieg 1939, nicht etwa in 1939. Endlich ist das Deutsche einmal direkter und kürzer als das Englische, prompt wird es von einem Amerikanismus verwässert!

Es ist im Grunde wie mit den Lochern, die man im Büro benutzt. Wem ist das nicht schon mal passiert: Da steht man stundenlang am Kopierer, vervielfältigt Seite um Seite, schichtet die Blätter am Ende zu einem sauberen Stapel, legt ihn in den Locher und stanzt unter Aufbietung seiner gesamten Kraft zwei Löcher hinein. Beim Abheften dann die grausige Feststellung: Die Löcher sitzen falsch! Statt auf A4 hat man den Stapel auf US-Format gelocht! Das passiert leicht, wenn man die Anlegeleiste nicht weit genug hinauszieht. Jeder, der das erlebt hat, verflucht diese Locher und fragt sich, wozu man in Deutschland das US-Format überhaupt braucht. Und genauso ist es mit vielen Amerikanismen: Man fragt sich, wozu man sie braucht.

Ob wir es wollen oder nicht, das amerikanische Englisch verändert unsere Sprache. Ob zum Guten oder zum Schlechten, das sei dahingestellt. Vielleicht sind reflexive Verben zu umständlich, um auf Dauer in der deutschen Sprache überleben zu können. Vielleicht sind die glatten amerikanischen Strukturen gegenüber manch holpriger deutschen Konstruktion tatsächlich im Vorteil.

Jedem steht es frei, sich seine Worte und seine Syntax selbst zu wählen. Und wenn er die amerikanisierte Version bevorzugt – warum nicht. Es kann nur nicht schaden zu wissen, wie es auf Deutsch eigentlich heißt oder mal geheißen hat.

Erinnern Sie sich, woran Sie wollen (aber bitte richtig!)

Standardsprachlich

sich an jemanden/etwas erinnern:

Ich erinnere mich noch sehr gut an meine Großtante.

Sie erinnerte sich an ihren ersten Kuss.

Er erinnert sich nicht mehr an mich.

Wir haben uns an unseren alten Lehrer erinnert.

Standardsprachlich

jemanden an jemanden/etwas erinnern:

Du Erinnerst mich an meine Schwester.

Das erinnert mich daran, wie wir damals Räuber und Gendarm gespielt haben.

Erinnere mich nachher bitte daran, dass ich die Uhr eine Stunde vorstelle!

Joscha erinnerte seinen Onkel daran, den Fernseher einzuschalten.

Gehobenes Deutsch

sich einer Sache/jemandes erinnern:

Dankbar erinnerte er sich der schönsten Momente seines Lebens.

Ich werde mich deiner stets in Liebe erinnern.

Dessen kann ich mich nicht mehr erinnern.

Umgangssprachlich

besonders norddeutsch,
in letzter Zeit verstärkt
englisch geprägtes Neu-
Weihnachten?
deutsch

etwas/jemanden erinnern:

Ich erinnere ihn gut.

Das erinnert sie kaum noch.

Erinnerst du letzte

Von Protestlern, Widerständlern und Abweichlern

Der Teufel steckt im Detail. Zum Beispiel in einer unscheinbaren Endsilbe. Tagtäglich werden Politiker, Gewerkschafter und andere Mitglieder der Gesellschaft in der Presse zu Fuzzis deklassiert. Schuld ist ein scheinbar harmloses Wortanhängsel, das ehrbare Arbeit und mutiges Aufbegehren läppisch klingen lässt.

Sie sind die Helden unserer Gesellschaft: Sportler, Wissenschaftler, Künstler. Eines haben sie auf den ersten Blick gemeinsam: das Suffix. Suffix ist der Fachausdruck für eine Ableitungssilbe, die an ein Wort oder einen Wortstamm angehängt wird. In diesem Fall ist es das -ler, dessen schöpferische Leistung darin besteht, aus einem Sachgebiet — Sport, Wissenschaft, Kunst — eine Person — den Sportler, den Wissenschaftler, den Künstler — zu erschaffen.

Somit scheint diesem Suffix grundsätzlich nichts Schlechtes innezuwohnen. Dennoch vermag es, an ungewohnter oder falscher Stelle gesetzt, Böses anzurichten. Mit dem kleinen -ler lassen sich einzelne Personen und ganze Gruppen sprachlich herabwürdigen. In der Regel geschieht dies in voller Absicht, zum Beispiel in Kommentaren, wenn es darum geht, einer in Ungnade gefallenen Person einen zusätzlichen Tritt in den Hintern zu verpassen.

Wer »Hausbesetzler« statt »Hausbesetzer« sagt, gibt da-mit zu erkennen, dass er die Hausbesetzer nicht ganz ernst nimmt, sie für spätpubertierende Möchtegern-Rebellen hält. Aus dem Schubladen-Unwort »Unterschichtler« spricht womöglich die tiefe Verachtung eines unteren Mittelschichtlers.

Der abwertende Beigeschmack der Endung -ler kommt vor allem bei Politikern und Funktionären zum Tragen. Man kennt den Ausdruck »Hinterbänkler«, der drei Diskriminierungen auf einmal enthält: der Abgeordnete wird aufs Sitzen reduziert, dann auch noch nach hinten geschoben und zu schlechter Letzt mit einem -ler als Fuzzi abgetan.

Wenn der Verfasser eines Kommentars richtig in Fahrt kommt, dann verwendet er auch gerne Ausdrücke wie »Ausschüssler«, »Gewerkschaftler« und »Vorständler«. Letzteres bewegt sich klanglich sehr in der Nähe des Ruheständlers, was manchmal wohl auch beabsichtigt ist. Auch »Ausschüssler« ist nicht sehr höflich, klingt es doch mehr nach einem Kind, das eine Kuchenteigschüssel leer schleckt, als nach einem viel beschäftigten Politiker. Wen wundert es noch, wenn die Wähler von der Arbeit in parlamentarischen Ausschüssen keine hohe Meinung haben, wenn schon die Presse derart schnodderig darüber schreibt? Selbstverständlich stehen diese Begriffe nicht im Duden, ebenso wenig wie das Wort »Verhandler«, was aber niemanden davon abhält, es bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu verwenden.

Vollkommen von Wohlklangbefreit sind die gern gewählten Kurzformen CDUler, SPDler, PDSler und FDPler. Praktisch zwar, gewiss, und überall dort beliebt, wo es gilt, Platz zu sparen. Die Behauptung, ihre Verwendung sei absolut wertfrei, lässt sich indes nicht halten. Denn es finden sich kaum Fälle, in denen die Bezeichnung »SPDler« als Attribut für Gerhard Schröder herhalten muss, auch wurde Helmut Kohl nur selten als »CDUler« beschrieben, und Angela Merkel zum Glück noch nicht als »CDUlerin«. Wenn Politiker auf die Buchstaben ihrer Partei plus das Suffix -ler reduziert werden, so handelt es sich meistens um nachrangige

Funktionäre. Bei den ganz hohen »Tieren« schreckt der Redakteur dann doch zurück. Irgendwo in seinem tiefsten Innern spürt er, dass der »SPDler Schröder« eine Spur zu nonchalant ist.

So landet der kommentierende Nach-Tritt oftmals nicht im Hintern, sondern in einem Kuhfladen. Denn was durch Anhängen der Silbe -ler herauskommt, klingt nicht selten grauenvoll und ist von jeglichem ästhetischen Anspruch an Sprache und Stil weit entfernt.

Häftlinge als »Knastler« zu bezeichnen (»taz«) ist stilistisch genauso fragwürdig wie die frühere Bezeichnung »Zuchthäusler«.

Wer mit Computern zu tun hat, weiß, dass der Beruf des Programmiers viel zu kompliziert ist, um diesen mal eben locker als »Programmierer« (»Stern«) abzutun.

Dass Geheimdienstmitarbeiter von der Presse noch oft als »Schlapphüte« bezeichnet werden, ist peinlich genug, aber wenigstens noch klangvoll; »Geheimdienstler« hingegen klingt nur noch vermurkst — Prädikat: »bemüht lässig«. Dasselbe gilt für »Kundendienstler«. Fehlt nur noch, dass Geistliche als »Gottesdienstler« verunglimpft werden.

Die Bezeichnung »Protestier« für jene mutigen Menschen, die sich im Juni 1953 den sowjetischen Panzern entgegenstellten, wird der historischen Bedeutung nicht gerecht. Diese Menschen haben eine würdigere Bezeichnung verdient. Höchster Respekt gebührt auch jenen, die wie die Geschwister Scholl ihr Leben im Widerstand gegen das Nazi-Regime riskiert und womöglich verloren haben. Diesen Respekt lässt die flapsige Titulierung als »Widerständler« jedoch vermissen.

Des Öfteren ist in den Nachrichten auch von »Abweichlern« die Rede; gemeint sind die »Rebellen« in der SPD-Fraktion, die die Kühnheit besitzen, sich dem Willen der Parteispitze zu widersetzen. Der Begriff ist nicht nur aus klanglichen Gründen fehl am Platze: Viele wissen offenbar nicht, dass der Begriff »Abweichler« außerdem historisch besetzt ist. »Abweichler« wurden jene Anhänger der kommunistischen Bewegung genannt, die für ihre Kritik am Stalinismus oftmals einen hohen Preis zahlen mussten. Einer der berühmtesten »Abweichler« war Trotzki; er wurde 1940 ermordet. Wer also diejenigen Sozialdemokraten, die sich dem Fraktionszwang widersetzen, als »Abweichler« bezeichnet, der schreibt der heutigen SPD stalinistische Tendenzen zu und ihrem Parteichef eine Machtfülle, von der er in Wahrheit nur träumen kann.

In Kürze wird dieses Wort zwar wieder in der Mottenkiste der Sprachgeschichte verschwunden sein, dennoch gilt: Jeder wähle seine Worte mit Bedacht und im Bewusstsein ihrer Bedeutung und Wirkung. Ein »Justizler« würde dem sofort zustimmen. Ein »Leitartikler«, ein »Krittler« und andere »Schreiberlinge« hoffentlich auch. Es steht aber jedem weiterhin frei, den Verfasser dieses Textes für einen »Besserwissler« zu halten.

Sind rosane T-Shirts und lilane Leggings erlaubt?

Wie sagt man richtig: orange Blüten, orangene Blüten oder orangefarbene Blüten? Sind rosane T-Shirts und lilane Leggings erlaubt? Kann man beige deklinieren? Tauchen Sie mit dem Zwiebfisch ein in die schillernde Farbenwelt der deutschen Grammatik.

Ein rotes Tuch, ein blaues Band, ein gelber Fleck, ein grüner Punkt, weißere Zähne, braunere Haut, der graueste Himmel, der schwärzeste Tag – die elementaren Farben bereiten uns sprachlich wenig Probleme, sie lassen sich mühelos beugen und steigern. Daneben gibt es jedoch eine Vielzahl von Farbadjektiven, die es in sich haben. Sie sind zumeist von Hauptwörtern abgeleitet: rosa von der Rose, orange von der Orange, oliv von der Olive, lila vom französischen Wort für Flieder, türkis vom gleichnamigen Edelstein, ocker von der Tonerde, cognac vom Weinbrand, mauve von der Malve und viele weitere mehr. Grundfarben gibt es zwar nur wenige, aber Zwischentöne gibt es unendlich viele, und jeder verlangt nach einem Namen.

Der Duden stellt fest, dass diese Adjektive nicht gesteigert werden können und dass man sie standardsprachlich auch nicht beugen darf. Mit anderen Worten: diese Farbadjektive sind steif wie ein Brett und können überhaupt nicht verändert werden. Es heißt demnach nicht »ein oranges Kleid«; es heißt auch nicht »ein orangenes Kleid«. Richtig ist: Ein orange Kleid. Ferner: eine rosa Krawatte, ein lila Hemd. Von rosa und lila abgesehen, werden diese Farbtöne in der Standardsprache nur selten attributiv (das heißt vor dem Hauptwort stehend) gebraucht. Will man sie dennoch dem Hauptwort voranstellen, hilft man sich durch Zusammensetzungen mit -farben oder -farbig. Dadurch

geht man der Versuchung aus dem Weg, die Bezeichnungen der Farbtöne zu beugen:

Sie trug eine türkisfarbene Handtasche zu ihrem cremefarbenen Kostüm; die Kinder sprühten orangefarbige Muster auf die türkisfarbige Autotür; seine Schuhe hinterließen cognacfarbene Abdrücke auf dem eierschalenfarbenen Teppich.

Wer »rosane T-Shirt« zu »lilanen Leggings« trägt, bewegt sich nicht nur jenseits der Geschmacksgrenzen, sondern zu-gleich außerhalb der Standardsprache. Doch Sprache ist zum Glück mehr als Standard und Norm. Es kommt darauf an, wie man sie nutzt. Mit Kreativität und Phantasie lassen sich die Grenzen zwischen Umgangssprache und Standard spielend überwinden. Vor einiger Zeit erhielt ich eine Urlaubskarte mit folgendem Text:

»Das türkise Wasser schäumt, auf Paolos olivem Teint spielen umbrane Schatten, chamoise und aprikosene Segel ziehen vorbei, maracujane Wimpel flattern, die Stadt stellt ihre terrakottanen Fassaden aus und grüßt mit noch orangeren Markisen als im letzten Jahr. «

Hier wurden alle oben genannten Regeln über den Umgang mit Farbadjektiven missachtet. Und herausgekommen ist ein kleines Stück Poesie.

Zur Farbe Beige fällt mir immer der Ausspruch von Tante Lilo aus Elmshorn ein. Sie pflegte zu sagen: »Beige ist keine Farbe, beige wird's von ganz allein.«

24 Farbadjektive und was sie bedeuten

Anthrazit

steinkohlefarben, geht zurück auf »anthrax«,
das griechische Wort für Kohle

Apricot

blassorange, vom frz. Wort für Aprikose

Azur

himmelblau, von frz. »azur«, mittellat. »azzurum«,
arab. »lazaward«, Name für den blauen Schmuckstein
Lapislazuli, Lasurit

Beige

sandfarben, vom frz. Wort »beige«

Bordeaux

dunkles Weinrot, nach der Farbe des Rotweins aus der
Region um Bordeaux

Chamois

gämsfarben, bräunlich gelb, von frz. »chamois«,
dt. Gemse/Gämse

Curry

gelbbraun, nach der Gewürzmischung Curry

Ecu

eierschalenfarben, von frz. »écru« für ungebleicht,
unbehandelt

Indigo

dunkles Blau, aus dem griechischen Wort »indikón«
(»das Indische«). Der Farbstoff stammte ursprünglich aus
Ostindien.

Khaki, Kaki

persisches Wort, bedeutet »erdfarben«, ursprünglich Uniformfarbe der britisch-indischen Regimenter bei der Belagerung von Delhi im Jahre 1857

Lila

fliederfarben, vom frz. Wort »lilas« für Flieder

Magenta

rote Druckfarbe, benannt nach der italienischen Stadt Magenta

Marone

kastanienbraun, von frz. »marron«, dt. Esskastanie, Marone

Mauve

rosafarben, wie die Blüte der Malve

Melba

»pfirsichfarben«, nach der Süßspeise »Pfirsich Melba«, die auf die australische Sängerin Nellie Melba zurückgeht

Mint

minzefarben, vom engl. Wort »raint« für Minze, Pfefferminze

Ocker

gelbbraun, geht zurück auf griech. »ochros«, das »blass«, »blassgelb« bedeutete

Pink

»nelkenfarben«, kräftiges Rosa, vom engl. Wort »pink« für Nelke

Purpur, purpurn

»hochrot«, von lat. »purpura«, griech. »porphyra«, dem Namen der Purpurschnecke

Siena

Goldocker, benannt nach der Erde um die italienische Stadt Siena

Terrakotta

»tonfarben«, von ital. »terracotta«, »gebrannte Erde«, rötlicher Farbton

Umbra

vom lat. Wort für Schatten, auch Erdbraun, Römischbraun, Sepiabraun genannt

Violett

»veilchenblau«, vom frz. Wort »violette«, dt. Veilchen

Zyan

stahlblau, geht zurück auf griech. »kyaneos«

Liebe Gläubigen und Gläubige

Kolleginnen und Kollegen, Rentnerinnen und Rentner, Studentinnen und Schülerinnen — wie kein anderes Volk auf der Welt sind die Deutschen ein Volk der Bürgerinnen und Bürger. Doch wo bleiben die Steuerhinterzieherinnen, die Extremistinnen und die Schwarzfahrerinnen?

Grimmig blickt der Boss in die Runde: »Es muss sich was ändern!«, sagt er. Ohrfeigen-Toni kratzt sich ratlos am Hinterkopf. Automaten-Ede starrt wie immer gelangweilt auf seine Fingernägel. »Was meinst du denn, Boss«, fragt er, »was soll sich ändern?« — »Wir müssen was für unser Image tun! Wir müssen freundlicher werden, vor allem zu den Frauen!« Verdutztes Schweigen. »Freundlicher? Zu den Weibern? Aber wir sind doch schon freundlich genug, Boss! Wir machen ihnen teure Geschenke, lassen sie mit unserer Kreditkarte einkaufen ...« »Das reicht aber nicht! Die Frauen von heute verlangen mehr. Sie wollen vor allem ... Respekt! Und Chancengleichheit! Hier steht es, überzeugt euch selbst!« Wahllos greift er in einen Stapel bedruckten Papiers vor sich, fischt etwas heraus und liest vor: »Die Lehrerinnen und Lehrer unserer Schule haben im letzten Jahr ... blah, blah, blah ... dann hier: ...die Aktion, an der sich dreihundert Schülerinnen und Schüler beteiligten« Er wirft das Blatt in die Luft, greift sich ein anderes und liest: »Der Ausschuss der Studentinnen und Studenten der Universität hat beschlossen ... blah, blah, blah« – Das nächste: »Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unseres Betriebes ... blah, blah, blah.« Erwartungsvoll sieht er seine Mitarbeiter an: »Na, merkt ihr, was da abgeht?« – »Ziemlich viel blah, blah, blah«, sagt Automaten-Ede gelangweilt, »was soll der Mist?

Willst du uns zu Tode langweilen?« – »Es geht um die Frauen!«, schreit der Boss und knallt die Faust auf den Tisch. »Kein Rundschreiben, keine Mitgliederbroschüre, kein Flugblatt mehr, auf dem die Frauen nicht extra erwähnt würden!« – »Und was geht uns das an?«, fragt Ohrfeigen-Toni achselzuckend. Der Boss wirft ihm einen verächtlichen Blick zu: »Du verstehst eben nichts von moderner Unternehmensführung. Wer konkurrenzfähig bleiben will, kann nicht länger so tun, als wären die Frauen Luft! Er muss sie erwähnen, in jeder Rede, in jedem Satz! Sonst gilt man als frauenfeindlich, und dann ist man ganz schnell weg vom Fenster!« – »So wie Balkan-Ali, der ist auch weg vom Fenster«, fällt Automaten-Ede ein, »nachdem er seine Alte im Suff die Treppe runtergestoßen hat.«

Der Boss hat die Zeichen der Zeit erkannt. In anderen Ländern mag es zweisprachige Schulen und zweisprachiges Fernsehen geben, bei uns gibt es die zweigeschlechtliche Anrede. Alles, was gedruckt oder gesendet wird, wird doppelt adressiert, einmal an die männlichen und einmal an die weiblichen Empfänger: die sehr verehrten Zuschauer und Zuschauerinnen, die geschätzten Leserinnen und Leser und die lieben Hörerinnen und Hörer.

Heute haben es die Arbeitgeber nicht nur mit Arbeiterinnen und Arbeitern zu tun, sondern auch mit Gewerkschafterinnen, Betriebsrätinnen, Geschäftsführerinnen und Gesellschafterinnen. Hätten Marx und Engels das vorausgesehen, hätten sie ihren berühmten Aufruf »Vereinigt euch! « gewiss an die »Proletarierinnen und Proletarier aller Länder« erlassen.

Immer neue Schülerinnengenerationen wachsen mit der Innenmajuskel heran, einem umstrittenen

typographischen Notbehelf, mit dem man zusammenpresst, was man zuvor verdoppelt hat. Vom Schulbuch über Rundschreiben, Flugblätter bis zum ersten »taz«-Abonnement haben die jungen Leute gelernt, dass es für jede Berufsbezeichnung und Gruppenzugehörigkeit eine weibliche und eine männliche Form gibt. Ausnahmslos. Und wo die weibliche Form bislang fehlte, da wird sie erschaffen; notfalls wird Adam die Rippe mit Gewalt herausgebrochen. 100 Jahre Frauenbewegung haben unsere Gesellschaft deutlich verändert – und unsere Sprache auch.

Längst hat jeder Politiker die »Innen« in diesem Lande ver-Innerlicht. Viel zu groß ist die Angst, als antiemanzipatorisch und reaktionär gebrandmarkt zu werden, denn das ist gleichbedeutend mit unwählbar. So spricht jeder heute ganz selbstverständlich von den Wählerinnen und Wählern, den Europäerinnen und Europäern, den Steuerzahlerinnen und Steuerzahlern. Daran haben wir uns inzwischen alle gewöhnt.

Man kann bei allzu tiefer Verneigung vor dem weiblichen Geschlecht aber auch schon mal auf die Nase fallen: Immer wieder kommt es vor, dass eilfertig von der »ersten weiblichen Präsidentin« eines Landes oder »der ersten weiblichen Pilotin« einer Fluggesellschaft berichtet wird.

Geradezu grotesk wird es, wenn das zu verweiblichende Hauptwort in Wahrheit gar nicht männlich, sondern sächlich ist, so wie das Wort Mitglied, das sich, zu »Mitgliederinnen« vervielfältigt, recht seltsam anhört. An der Uni empfängt man die »Erstsemesterinnen und Erstsemester«, und wer mit jungen Menschen zu tun hat, der unterscheidet ganz selbstverständlich zwischen Teenager und Teenagerin,

obwohl der Teenager laut Lexikon ein »Junge oder Mädchen im Alter zwischen 13 und 19 Jahren« ist.

Bekanntlich ist die Kirche eine eher konservative Institution, dort setzt man sich länger als anderswo gegen sprachliche Moden zur Wehr; sonst würden die Gottesdienstbesucher (und -besucherinnen) womöglich schon hier und da als »Liebe Gläubiginnen und Gläubige« begrüßt.

Nicht jeder, der sein Brot in Forschung und Lehre verdient, hält es durch, ständig von »Studentinnen und Studenten«, von »Doktorandinnen und Doktoranden«, von »Assistentinnen und Assistenten« zu sprechen. So machte man sich auf die Suche nach Pluralwörtern, die bereits beide Formen enthalten – und wurde auch fündig: Kurzerhand ersetzte man »Studentinnen und Studenten« durch »Studierende«. Das war deutlich kürzer und trotzdem noch politisch korrekt. Leider allerdings ein grammatikalischer Missgriff: »Studierend« ist nur, wer im Moment auch wirklich studiert, so wie der Lesende gerade liest und der Arbeitende gerade arbeitet. Ein Leser kann auch mal fernsehen und ein Arbeiter Pause machen. Der Lesende aber ist kein Lesender mehr, wenn er das Buch aus der Hand legt, und so ist auch der Studierende kein Studierender mehr, wenn er zum Beispiel auf die Straße geht, um gegen Sparmaßnahmen zu demonstrieren.

Doch lassen wir uns durch Partizipien nicht von Prinzipien ablenken. Sprachästhetik hin oder her, es stellt sich die Frage, ob bei der Feminisierung der Sprache überhaupt konsequent durchgegriffen wird. Denn wer genau hinsieht, muss feststellen, dass die weibliche Form längst nicht in allen Zusammenhängen angewendet wird. Kann man/frau das durchgehen lassen?

Als Bundeskanzler Schröder im Zusammenhang mit dem Thema Dauerarbeitslosigkeit den Begriff »Faulenzer« aufbrachte, löste er damit einen Sturm der Entrüstung aus. Allerdings hat sich niemand darüber ereifert, dass er die »Faulenzerinnen« unterschlagen hatte. Nicht mal in der »taz« gab es Beiträge zur »Faulenzerinnen-Debatte«.

Hat der Bundestag sich schon jemals mit Steuerhinterzieherinnen und Steuerhinterziehern auseinander gesetzt? Interessiert es wirklich niemanden, wie viele Schwarzfahrerinnen und Schwarzfahrer jedes Jahr erwischt werden? Wo bleiben, wenn die Rede von Sozialschmarotzern und Leistungerschleichern ist, die Sozialschmarotzerinnen und Leistungerschleicherinnen?

Sie zu unterschlagen bedeutet positive Diskriminierung. Und wollte man der Diskriminierung nicht gerade entgegenreten? Im Hinterzimmer einer zwielichtigen Kneipe im Hamburger Stadtteil St. Pauli ist man nach wie vor fest dazu entschlossen:

»Du meinst also, dass wir die Wei ... äh, die Frauen in Zukunft immer mit nennen?«, fragt Ohrfeigen-Toni verunsichert. »Ganz genau! Ab sofort heißt es Leibwächterinnen und Leibwächter, Kurierinnen und Kuriere, Dealerinnen und Dealer.« – »Hältst du das wirklich für eine gute Idee, Boss?« – »Na klar! Meine Ideen sind immer gut! Und jetzt rufst du die Negerinnen und Neger von der neuen Schnellreinigung an und sagst, wenn sie nicht bis morgen zahlen, dann schicken wir ihnen unsere Schlägerinnen und Schläger auf den Hals!«

In Massen geniessen

»Sie sollten diesen edlen Tropfen in Massen geniessen«, empfiehlt ein Weinhändler seinen Kunden und lässt sie dabei mit der Frage zurück, ob man sich den Rebensaft nun in winzigen Schlucken genehmigen oder in Sturzbächen durch die Kehle laufen lassen sollte. Manche Menschen leiden an Ess-Störungen, andere an Eszett-Störungen.

Die deutsche Sprache gönnt sich manchen Luxus, und einer davon ist die Existenz eines zusätzlichen Buchstabens. Andere Sprachen haben Akzente (á, é, à, è), setzen ihren Buchstaben lustige Hüttchen auf (â, ç, ê, s), durchbohren sie mit Querbalken (Ø), hängen ihnen ein Schwänzchen an (ç, s), verknoten sie (ae, oe) oder föhnen ihnen wellige Frisuren (ñ, ã), die deutsche Sprache nimmt sich dagegen noch relativ bescheiden aus. Sie erfand die Umlaute und jenen Buchstaben, der im Alphabet zwar nicht vorkommt, in unserer Schriftsprache aber eine so große Rolle spielt, dass er auf deutschsprachigen Tastaturen eine eigene Taste bekommen hat: das Eszett (ß), auch »scharfes S« genannt.

Entstanden ist das Eszett aus einer Ligatur, einer Verbindung aus zwei Buchstaben: dem fahnenstangenlangen Anfangs- und Innen-s (f) und dem schnörkeligen Schluss-s (s) der Frakturschrift, die vom 16. Jahrhundert an bis etwa 1940 im deutschen Buch- und Zeitungsdruck verwendet wurde. Das Ergebnis der Verschmelzung (ß) sah dann so aus, als ob ein z (ß) daran beteiligt wäre, was der Ligatur den Namen Eszett eingebracht hat. Bei der Übernahme in die lateinische Schrift wurden die Ecken des Eszetts gerundet und der

Topp abgesägt, sodass es dem B sehr ähnlich wurde (mit dem es viele Ausländer auch immer wieder verwechseln). Obwohl das Schreiben und maschinelle Erzeugen des Eszett für Deutsche und Österreicher keine große Herausforderung darstellt, tun sich viele mit ihm schwer. Dies liegt vor allem daran, dass das ß genauso klingt wie ein einfaches scharfes s und erst recht wie das immerscharfe Doppel-s. Außerdem erscheint es nur unter bestimmten Voraussetzungen im Wort, und das hängt mit der Länge der Vokale zusammen. Die werden allerdings nicht überall gleich gesprochen. Je nach Region werden sie mal gestaucht und mal gedehnt. Während der Norddeutsche kurz »muss«, sagt der Wiener »mu(u)ss« mit extralangem u und wundert sich, warum er dann kein ß setzen soll. In Bayern wiederum kann man nicht lange Maß halten, dort trinkt man die Mass am liebsten in Massen. Die Schreibweise mit Doppel-s ist daher im Freistaat ausdrücklich erlaubt. Einige Bayern werden sogar fuchsteufelswild, wenn man ihre Mass mit ß schreibt. Andere Bayern bevorzugen die hochdeutsche Schreibweise, so wie die Münchner »Abendzeitung«, die empört vermeldete: »Sieben Euro für eine Wiesen-Maß!«

Rund 4,7 Millionen Menschen zwischen Basel, Bern und Chur brauchen sich über das ß nicht den Kopf zu zerbrechen – im Land der Bankschließfächer und der Präzisionsuhren kommt der unbequeme Buchstabe seit den dreißiger Jahren nicht mehr vor. In Deutschland und Österreich ist er geblieben.

Manche pfeifen auf die Rechtschreibreform und setzen das ß auch dort noch, wo es gemäß den neuen Regeln nicht mehr hingehört. Andere wiederum glauben, das ß sei mit der Rechtschreibreform komplett abgeschafft worden. Das sind zum Beispiel all jene Leute, die ihre Briefe und E-Mails beharrlich mit »freundlichen Grüßen« unterschreiben.

Das Eszett hat es in sich, wie jener Großwildjäger zu berichten weiß, der im Dschungel um ein Haar von einer Riesenschlange gefressen worden wäre:

Von der langen Wanderung erschöpft, ließ sich der Großwildjäger unter einem Baum nieder. Er hatte die Riesenschlange nicht bemerkt, die sich oben im dichten Blattwerk versteckt hielt. Kaum war er eingenickt, glitt das Schuppentier geräuschlos den Stamm hinab und begann, den Jäger zu umschlingen. Davon erwachte er, und erschrocken rief er aus: »He, du ekelhaftes Vieh, lass mich auf der Stelle los!« – »Ich würde esss sssehr begrüßsen, wenn Sssie mich nicht ssso anbrüllen würden«, erwiderte die Schlange, »ich bin nämlich sssehr geräuschempfindlich!« – »Dann hör auf, mich zu würgen«, rief der Jäger. »Tut mir Leid, ich kann nicht andersss, ich bin nämlich eine Würgeschlange«, entschuldigte sich die Schlange und wand sich ein weiteres Mal um den Leib den Jägers. »Du bisst ein lecker Frasss«, stellte sie fest, »man sssollte dich mit einer würzzzigen Sssosse übergießsen!« – »Und dich sollte man zu einer Handtasche verarbeiten, dann würden dich die Frauen auf dem Broadway spazieren führen!«, sagte der Jäger grimmig. »Ich würde esss sssehr begrüßsen, wenn wir unsss ausssschliessslich über Esssen unterhalten könnten«, sagte die Schlange, »ich habe nämlich ssseit Wochen keinen Bissen mehr gehabt. Dasss letzte war ein hässslicher Hassse ausss Hesssen.« – »Du hast mein Mitgefühl«, sagte der Jäger und fügte hinzu: »Übrigens, deine Aussprache ist grauenhaft, von deinem zischelnden Gelispel wird einem ganz übel!« – »Ich lisspel nicht!«, widersprach die Schlange und drückte noch etwas fester zu, »ich pflege lediglich eine klare Ausssprache!« – »Du hast eine S-Störung!«, sagte der Jäger. »Ich? Eine Esss-Ssstörung? Dasss hat mir noch keiner gessagt! Warte, bisss ich dich hinuntergewürgt

habe, dann sssprechen wir unsss wieder!« – »Nein, ich wollte sagen, du kannst ss und ß nicht auseinander halten«, stellte der Jäger richtig, »es klingt entsetzlich; ich wage mir gar nicht vorzustellen, wie das geschrieben aussieht!« – »Esss gibt keinen hörbaren Unterschied zwischen esss esss und Esssszzett!«, erwiderte die Schlange gereizt. »Aber klar doch!«, sagte der Jäger, »hör nur mal genau hin: Es ist schon ein Unterschied, ob man einen Kloß im Hals hat oder einen Koloss im Haus, ob man als Verkehrsunternehmer seine Busse bezahlt oder lieber Buße bezahlt, ob man als Trompeter in Maßen bläst oder in der Masse verblasst, ob die Kerzen in der Kirche rußen oder Russen in der Kirche husten, ob man mit Genuss Nüsse isst oder Kartoffelmus mit Soße genießt, ob man wie ein Schlosshund jault oder einen Schoßhund krault, ob der Bäcker den Zuckerguss goss oder zu gießen vergaß, ob man den Fluss im Fass hinunterschoss oder sich auf einem großen Floß den Fuß stieß, ob man sich gestresst ins Strasskleid presst oder mit Vollgas über die Straße rast, ob man als kesser Frosch von einer feschen Prinzessin auf die nassen Flossen geküsst wird oder ob man von einem spaßlosen Spießer, der scheußlich nach Schweiß riecht, süßlich begrüßt wird ...«

»Hör auf!«, jammerte die Schlange, »ich kann nicht mehr! Dasss issst ja unerträglich!« Der Jäger nutzte die intellektuelle Irritation des Kriechtieres, um die Umklammerung zu lockern, sodass er eine Hand frei bekam. »Der Unterschied zwischen ss und ß ist ganz einfach«, sagte er, während er an seiner Tasche nestelte, »und die Regeln sind seit der Rechtschreibreform sogar

noch einfacher geworden.« – »Komm mir nicht mit der Rechtschreibreform«, zischte die Schlange giftig, »die gilt hier nicht! Hier gilt dasss Gesssetzzz desss

Dschungelsss! Ich glaube nur, wasss ich weiss!« – »Es heißt weiß, nicht weiss!«, insistierte der Jäger. »Hinter kurzen Vokalen steht ss, hinter langen ß, das ist doch kinderleicht! Selbst eine Schlange sollte sich das merken können! Du wirst mich nicht fressen, bevor du den Unterschied zwischen ss und ß begriffen hast!« – »Pech für dich: Ich habe einen Schweizzzer Passs! Für uns Schweizzzer exisstiert dasss Essszzzett nicht! Wir schreiben allesss mit Doppelsss!« – »Welch ein Zufall«, sagte der Jäger und ließ eine Klinge aufblitzen, »du hast einen Schweizer Pass, ich habe ein Schweizer Messer! Und wenn du mich nicht augenblicklich frei gibst, wirst du doch noch als Handtasche enden!« Entsetzt ließ die Schlange von ihrem Opfer ab und schlängelte sich davon. »Dann eben nicht«, zischte sie verärgert, »isst vermutlich bessser ssso. Wenn ich den verschluckt hätte, hätte ich am Ende doch noch Esss-Ssstörungen bekommen!«

Mit freundlichen Grüßen!

Hier sind die vier goldenen Regeln für den richtigen Gebrauch von ss und ß noch einmal zusammengefasst:

1. Hinter kurzen Vokalen steht grundsätzlich ss, auch am Wortende:

Das Fass war nass nach der Fahrt im Fluss. Ich wusste, dass du ihn geküsst hast, obwohl du ihn gehasst hast. Ich musste den Pass vorzeigen. Nur keinen Stress! Ich wüsste gern, wie das passiert ist. Das Schloss war offen. Er schoss auf Massen von Gösseln aus Russland.

2. Hinter langen Vokalen steht grundsätzlich ß:

Das große Floß trieb träge dahin. Das Maß ist voll, der Spaß vorbei. Ich vergaß, ihn zu grüßen. Je größer das Verbot, desto süßer das Verlangen. Im Schoß der Familie, zu Fuß über die Straße. Schließlich und endlich fließt alles in den Orkus.

3. Hinter Doppellauten (Diphthongen), das sind au, äu, eu und ei, steht grundsätzlich ein ß, da sie die Natur von langen Vokalen haben:

Ich weiß von nichts. Er war außer sich vor Wut. Er äußerte einen scheußlichen Wunsch. »Reißen Sie sich gefälligst zusammen!«, befahl der preußische Offizier. Mit schweißnassen Haaren soll man nicht nach draußen gehen.

4. In VERSALIENSCHREIBUNG wird das ß grundsätzlich als SS dargestellt:

ACHTUNG! SCHIESSÜBUNGSGELÄNDE!

PREUSSISCHES MUSEUM

**VORSICHT BEIM ÖFFNEN DES REISS-
VERSCHLUSSES FUSSGÄNGER STRASSESENSEITE
WECHSELN!**

niemals:

MIT FREUNDLICHEN GRÜßEN

Diese Regeln beziehen sich selbstverständlich nur auf die Fälle, in denen schon immer ein ss oder ein ß verlangt wurde. Wörter wie »Beweis« oder »Kenntnis« werden nach wie vor mit einfachem s geschrieben.

Das Ultra-Perfekt

Die gut informierte Hausfrau weiß: Herkömmliche Vergangenheitsformen sind wie herkömmliche Waschmittel. Sie wirken nicht immer zufrieden stellend und hinterlassen bisweilen graue Streifen. Daher gibt es das Ultra-Perfekt mit verbesserter Formel: Die noch vollendetere Vergangenheit der vollendeten Vergangenheit.

Dass sich die Zeiten ändern, ist bekannt. Viel interessanter ist es, wenn eine neue Zeit hinzukommt. Auch dies kann vorkommen, sogar in der angeblich so starren Grammatik. Angenommen, unsere Sprache ist ein Warenhaus mit sechs unterschiedlichen Zeitniveaus. Das Erdgeschoss ist die Gegenwart, das darunter liegende Basement das Imperfekt. Der Fahrstuhl fährt hinauf zu Futur I und Futur II und hinab zu Perfekt und Plusquamperfekt. Die wichtigsten Sachen, die wir fürs tägliche Leben brauchen, finden wir im Erdgeschoss, im Basement und in den angrenzenden zwei Etagen. Nach ganz oben und ganz unten fahren wir seltener, dort befinden sich die Sonderabteilungen mit speziellen Artikeln wie Sportgeräten, Pelzmänteln und Möbeln.

Neben den bekannten Standard-Warenhäusern, deren Aufbau wir im Schulunterricht gelernt haben, gibt es nun auch solche, in denen der Fahrstuhl zwischen dem ersten und dem zweiten Tiefgeschoss auf einem zusätzlichen Niveau hält. Denn zwischen Perfekt und Plusquamperfekt hat sich in der Umgangssprache eine weitere Zeitform eingenistet: das Ultra-Perfekt.

Da wühlt sich Erika durch Berge von Unterwäsche, zaubert einen XXXL-Herrenschlüpfer hervor und sagt zu ihrer Freundin: »Guck mal, Heidi, ist das nicht was für deinen Werner?« – »Lass mal«, sagt Heidi, »Unterhosen

hab ich schon im Katalog bestellt gehabt.«– »Ach ja«, sagt Erika, »das hab ich mir fast schon gedacht gehabt.«

Etwas später und ein paar Wühltische weiter sind die beiden beim Thema Gesundheit angelangt. »Mein Hausarzt hat ja bei mir so einen Spezialcheck durchgeführt gehabt«, sagt Erika, »seitdem esse ich wieder alles, was mir früher geschmeckt gehabt hat.« – »Das mach ich auch«, sagt Heidi, »dass ich weniger Süßes essen soll, haben die mir im Krankenhaus ja nichtgesagt gehabt. «

Gedacht gehabt, gesagt gehabt – erst das Ultra-Perfekt macht das Perfekt wirklich perfekt. Lange wurde diese Zeitform als »Hausfrauen-Perfekt« belächelt. Längst aber ist das Phänomen des verdoppelten Perfekts ein gesamtgesellschaftliches geworden. Erika und Heidi haben Kinder, die Melanie und Daniel heißen, in modernen Büros arbeiten und ihren Vorgesetzten erklären, dass sie die Kundenanfrage »bereits letzte Woche bearbeitet gehabt« haben und gleich danach die Bestellung »rausgeschickt gehabt« hätten. Und sie verschicken lustige kleine E-Mails an ihre Kollegen, in denen sie erzählen, wen sie alles am Wochenende »getroffen gehabt« und welchen Film sie im Kino »gesehen gehabt« haben.

Dank des Internets gelang es dem Ultra-Perfekt, die Schwelle vom gesprochenen Deutsch zum geschriebenen Deutsch zu überschreiten. Geben Sie mal »gemacht gehabt« oder »gesagt gehabt« in eine Suchmaschine ein, Sie werden staunen, wie viele Fundstellen Ihnen angezeigt werden.

Das Ultra-Perfekt lässt sich übrigens auch mit »sein« bilden: »Schlesien ist nach dem Krieg verloren gegangen gewesen«, erklärt Opa Reimers an der Kaffeetafel, und sein Enkelsohn fragt sich, ob das doppelte Perfekt wohl

bedeuten solle, dass man Schlesien inzwischen wiedergefunden habe.

»Wo hast du denn die frischen Brötchen her?«, fragt Melanie ihren Freund verwundert. Der erwidert grinsend: »Ich bin schnell zum Bäcker gelaufen gewesen, als du vorhin geduscht hast.«

»Wo ist der Hund?«, ruft Werner durch den Flur, »haben wir den etwa bei deinen Eltern vergessen?« – »Quatsch!«, sagt Heidi, »der ist doch hinten bei den Kindern gesessen gewesen.«

Das letzte Beispiel hat es besonders in sich: Mit »sein« werden eigentlich nur Verben der Bewegung konjugiert, und abgesehen von ein paar Beamten würde niemand »sitzen« als Bewegung einstufen, daher müsste es richtig heißen: Der Hund hat hinten gesessen*. Er »ist hinten gesessen gewesen« ist somit ein doppelter Rittberger mit Überschlag, ein äußerst gewagter Hausfrauen-Looping.

Wie kommt es zu solchen falschen Zeitbildungen? Die Antwort liegt in der Natur der Umgangssprache. Tatsache ist, dass immer nur ein Teil dessen, was wir sagen, beim Adressaten ankommt. Nebengeräusche, undeutliche Artikulation und mangelnde Aufmerksamkeit sind nur einige der vielen Ursachen, die dazu führen, dass ein gewisser Teil der Informationen auf dem Weg vom Sender zum Empfänger verloren geht.

* In Süddeutschland, Österreich und der Schweiz ist es allerdings üblich, »stehen«, »sitzen« und »liegen« mit »sein« zu konjugieren.

Das wissen wir, und daher neigen wir im Alltag zur Verdoppelung; wir hängen den Wörtern überflüssige Silben an, stellen ihnen verstärkende Ausdrücke voran, nur um sicherzugehen, dass der Kern unserer Botschaft ankommt. Beim Ultra-Perfekt geschieht genau dasselbe: Ein nachgestelltes »gehabt« oder »gewesen« soll den Vergangenheitscharakter verstärken und die Abgeschlossenheit der Handlung hervorheben.

Ein in der Umgangssprache völlig normaler, alltäglicher Vorgang. Freilich dürfen wir nicht vergessen, die Verdoppelung wieder zurückzunehmen, wenn wir uns mit unseren Botschaften von der Umgangssprache lösen und zum Beispiel einen Brief schreiben oder uns in einer Talkshow vor einem Millionenpublikum äußern.

Analog zum Ultra-Perfekt gibt es natürlich auch das Ultra-Plusquamperfekt:

»Das hatten die damals so gemacht gehabt.«

»So was hatte ich mir auch schon gedacht gehabt.«

»Du warst doch neben mir gesessen gewesen!«

Denkbar ist auch ein Ultra-Futur-II, wenn sich die Wirkung des herkömmlichen Futurs verbraucht »gehabt« haben wird...

Die Warenhäuser der Zukunft werden noch manches Zwischenniveau einziehen, und die Kunden werden im Kaufrausch durch die Zeiten geschwebt gehabt haben werden worden sein.

Das Imperfekt, auch Präteritum genannt, kennzeichnet die »unvollendete« Vergangenheit und findet hauptsächlich im geschriebenen Deutsch Anwendung: Ich suchte dich; du sagtest nichts; er fuhr; sie kamen.

Weitaus größerer Beliebtheit erfreut sich das Perfekt, jene mit »haben« oder »sein« und zweitem Partizip gebildete Vergangenheitsform, denn sie kommt vornehmlich in der gesprochenen Sprache zum Einsatz:

Ich habe dich gesucht; du hast nichts gesagt; er ist gefahren; sie sind gekommen.

»Perfekt« heißt diese Zeit, weil sie als »vollendet« gilt. Das, was jemand »gemacht hat«, ist abgeschlossen.

Noch abgeschlossener ist es im Plusquamperfekt: Ich hatte dich gesucht; du hattest nichts gesagt; er war gefahren; sie waren gekommen. Das Plusquamperfekt beschreibt die Vergangenheit vor der Vergangenheit, die so genannte Vorvergangenheit: Bevor sie ins Bad ging, hatte sie die Wäsche aufgehängt. Nachdem er die Nachbarn alarmiert hatte, rief er die Feuerwehr.

Cäsars Kampf gegen die starken Verbier

Geschliffen und geschleift, gesendet und gesandt, erschrocken und erschreckt — eine ganze Reihe von Verben kennt zwei verschiedene Konjugationen. Daher besteht chronische Verwechslungsgefahr. Lesen Sie hier die Geschichte, wie Cäsar seinen »Gallischen Krieg« verhunzte und von einem Sklaven verbessert wurde.

Am Abend nach der siegreichen Schlacht saß Cäsar in seinem Zelt und schrieb beim Schein einer flackernden Kerze an seinem Bericht:

»Welch ein triumphaler Sieg! Erst hatten die Römer ihre Widersacher durch die Straßen geschliffen, anschließend hingen sie die leblosen Körper vor den Toren auf. Bei seinem Einzug in die eroberte Stadt hatten die Bewohner dem jungen Cäsar begeistert zugewunken. Jene, die sich ihm zuvor als Spione verdungen hatten, erfuhren nun seine Großzügigkeit. Angesichts des Reichtums an Goldmünzen quellten ihnen die Augen über. Cäsar wandte sein Pferd und ritt hinauf zum Palast. Der Truchsess, von seinen Beratern zum Handeln gedrungen, eilte ihm entgegen, verneigte sich tief und preiste seinen Namen. >Dich hat der Himmel gesendet!<, rief er. Cäsar nickte wohlgesonnen und warf auch ihm ein paar Goldmünzen vor die Füße. Gierig las der Truchsess sie auf. >Das Volk liegt dir zu Füßen, o mächtiger Cäsar! Was sind deine Pläne?< – Cäsar saugte die würzige Abendluft ein und entgegnete: >Ich werde den Palast erweitern, mit aus Marmor gehauten Säulen, und drum herum einen großen Vergnügungspark anlegen lassen. Der Truchsess, dessen Hoffnungen bereits erlöscht waren, fasste neuen Mut: >Welch göttlicher Plan!<, jauchzte er. Nachdem er sich einen Moment besinnt hatte, wendete er ein: >Aber wie stellst du dir das

vor? Für einen Park ist weit und breit kein Platz! Cäsar trat an die Brüstung, sein Blick gleitete über das Dächermeer, dann sprach er die berühmten Worte: >Reißt die Stadt ab!< Der Truchsess erblich. Was konnte Cäsar dazu bewegt haben, einen solchen Befehl zu erteilen? Im nächsten Moment aber brach er in Gelächter aus: >Jetzt hast du mich aber erschrocken, o Cäsar! Das war natürlich nur ein Scherz, nicht wahr? Du willst die Stadt doch nicht wirklich niederreißen lassen?< – >Oh doch, genau das werde ich. Notfalls lege ich selbst Hand dabei an, denn hat es nicht immer geheißen: Ich kam, sah und sägte?<«

»Wünscht Ihr noch etwas, Herr?«, unterbrach in diesem Moment die schmeichelnde Stimme des devoten Dieners die Gedanken seines Herrn. »Nein, Servilius, du kannst dich zurückziehen. Ich schreibe nur noch diesen Bericht zu Ende«, sprach Cäsar. »Ach, für Der bellende Gockel oder wie Euer Buch heißt?« – »De bello Gallico!«, berichtete Cäsar mit säuerlicher Miene. »Lasst doch mal sehen, ich lese Eure Ausführungen doch immer so gern!« Cäsar war zu eitel, um seinem Sklaven diese Bitte zu verwehren. Servilius überflog die Zeilen und schüttelte den Kopf: »Oh weh, oh weh«, jammerte er. »Was ist?«, fragte Cäsar ungeduldig, »gefällt es dir nicht?« – »Doch, gewiss, aber ich stelle fest: Euer schlimmster Feind sind die starken* Verben!«

* Die Einteilung in starke und schwache Verben geht auf Jacob Grimm zurück. Starke Verben verändern ihren Stammlaut (sinken, sank, gesunken), während schwache den Stammlaut behalten (hinken, hinkte, gehinkt). Da diese Einteilung aber einigen Mischformen nicht gerecht wurde, wird heute in der Regel zwischen unregelmäßigen und regelmäßigen Verben unterschieden.

– »Wie bitte, wer? Ich kenne die Haeduer und die Sequaner, die Helvetier und die Sueben, auch Belger und Nervier sind mir bekannt, aber von Verbiern habe ich noch nie gehört! Aber ich habe keine Angst vor ihnen, egal, wie stark sie sind. Sag mir, wo sie sich versteckt halten, auf dass ich sie unterwerfe!« – »In Eurem Bericht, Herr!«, erwiderte Servilius. »Ich meine Verben, nicht Verbier. In dem, was Ihr geschrieben habt, wimmelt es von falschen Verbformen. Ich konnte nicht weniger als zwanzig davon entdecken!«

»Zwanzig Fehler? In meinem De bello Gallico? Willst du mich zum Narren halten? Das wird dein Verderben!« – »Niemals fiel es mir ein, mit Euch Scherze treiben zu wollen, Herr«, beteuerte Servilius, »wenn Ihr erlaubt, dann sage ich Euch, wo Ihr ein paar klitzekleine Änderungen vornehmen müsst, dann ist der Bericht tadellos, und die Nachwelt wird Euch für einen der größten Schriftsteller der Antike halten. Man wird Euren Bericht im Schulunterricht lesen und« – »Schweig«, fuhr Cäsar dazwischen, »es reicht!« – »Aber Ihr wollt doch nicht, dass man sich eines Tages erzählt, der große Cäsar habe zwar die Gallier besiegt, aber an den unregelmäßigen Verben sei er gescheitert. Seht nur mal hier, das transitive Verb >hängen< wird im Imperfekt zu >hängte<, nicht zu >hing<.« – »Transitive Verbier? Ich habe den Rubikon überschritten, das war transitiv! «–» Ich spreche nicht von Euren Heldentaten, Herr, die sind unbestritten. Ich spreche von transitiven und intransitiven Verben, also Tätigkeitswörtern, die ein Objekt haben können, und solchen, die kein Objekt haben. Von manchen Verben gibt es zwei Formen, eine transitive und eine intransitive, sie sind im Präsens gleich, aber sie unterscheiden sich im Imperfekt und im Perfektpartizip.« Cäsar war zu müde, um sich einen längeren Vortrag seines Sklaven über Grammatik

anzuhören. Ungnädig scheuchte er ihn hinaus, blies, bläste oder blos die Kerze aus und Hegte, legte oder lag sich schlafen. Die richtige Form war ihm im Moment völlig egal.

Als er am Mittag des nächsten Tages wieder sein Zelt betrat, fand er neben seinem Bericht eine Liste, in welcher Servilius mit sauberer Schrift zwanzig Verbformen verzeichnet hatte, die aus Cäsars gestrigem Eintrag stammten. Sie waren durchgestrichen! Daneben standen zwanzig andere Formen, die unterstrichen waren. Cäsar war außer sich: Welch eine Impertinenz! Dieser Sklave hatte es tatsächlich gewagt, seinen *De bello Gallico* zu verbessern! Das würde Konsequenzen haben. Und die hatte es auch. Am Abend schrieb Cäsar in seinen Bericht:

»Die, die ihm treu gedient hatten, wurden reich belohnt. Der eine aber, Servilius, der es gewagt hatte, ihn zu verspotten, hatte sein Leben verwirkt. Als er erfuhr, dass er getötet werden sollte, erschreckte er so sehr, dass ihm das Herz stockte und er tot umfiel. Da Cäsar es nicht gewohnt war, einen Befehl zurückzunehmen, wurde der Leichnam des Sklaven mit einem frisch geschliffenen Schwert enthauptet, anschließend gerädert und durch die Straßen geschliffen, wie es Cäsars Befehl gewesen war. Bis zum Abend hängte er zur Abschreckung für alle anderen von der Mauer, wo er von der Sonne geblichen wurde.«

Zufrieden lehnte Cäsar sich zurück. Dann nahm er Servilius' Liste und übertrug die richtigen Verbformen in seinen Bericht vom Vortag. »Verbier!«, murmelte er verächtlich, »mit euch werde ich fertig, ob regelmäßig oder unregelmäßig! Das wäre ja gelacht! Der große Cäsar ist mit seinem Latein noch lange nicht am Ende!«

Diese Episode ist selbstverständlich frei erfunden. Über ein eventuelles Problem Cäsars mit unregelmäßigen deutschen Verben ist nichts bekannt. Sein Werk »De bello Gallico« schrieb er auf Latein, und zwar ohne die Hilfe eines Sklaven.

Unregelmäßige Verben

Hier finden Sie in alphabetischer Reihenfolge jene 20 unregelmäßigen Verben aufgelistet, die in der »Zwiebelfisch«-Geschichte von Cäsars Kampf gegen die Verbier falsch gebraucht wurden.

besinnen:

Das reflexive Verb »besinnen« wird unregelmäßig gebeugt: ich besinne mich; er besann sich eines Besseren; wir haben uns besonnen und eine andere Lösung gefunden.

bewegen:

Das reflexive Verb wird regelmäßig gebeugt: bewegen, bewegte, bewegt; ich bewegte zuerst den linken Arm, dann den rechten; deine Geschichte hat mich sehr bewegt.

Das transitive Verb in der Bedeutung »veranlassen« wird unregelmäßig gebeugt: bewegen, bewog, bewogen; sein Vater bewog ihn, eine Kaufmannslehre zu machen. Was hat ihn zu einem solchen Schritt bewogen?

drängen/dringen:

Das transitive Verb »drängen« wird regelmäßig gebeugt: drängen, drängte, gedrängt; die Zeit drängt; er drängte sie, zum Ende zu kommen; wir wurden in die Ecke gedrängt.

Das intransitive Verb »dringen« wird unregelmäßig gebeugt: dringen, drang, gedrungen; das Wasser dringt durch alle Ritzen, ihr Hilferuf drang bis ins Nachbarhaus; Amors Pfeil war ihm tief ins Herz gedrungen.

erbleichen:

Das Verb in der Bedeutung »blass werden« wird heute üblicherweise regelmäßig gebeugt (erbleichen,

erbleichte, erbleichte); die unregelmäßige Konjugation (erblich, erblichen) ist veraltet.

erlöschen:

Das intransitive Verb »erlöschen« wird unregelmäßig gebeugt: die Flamme erlischt; das Feuer erlosch; die Lichter sind erloschen. Das transitive Verb »löschen« wird regelmäßig gebeugt: du löschst deinen Durst; die Feuerwehr löschte den Brand; die Lichter wurden gelöscht.

erschrecken:

Das transitive Verb »jemanden erschrecken« wird regelmäßig gebeugt und im Perfekt mit »haben« konjugiert: ich erschrecke dich, du erschreckst mich, die Nachricht erschreckte die Zuhörer, du hast mich ganz schön erschreckt!

Das intransitive Verb »erschrecken« wird unregelmäßig gebeugt und im Perfekt mit »sein« konjugiert:

Sei leise, sonst erschrickt das Reh; als der Tiger den Jäger bemerkte, erschranken beide; beim Anblick des Tieres ist er heftig erschrocken.

Das reflexive Verb »sich erschrecken« gehört der Umgangssprache an und wird sowohl regelmäßig als auch unregelmäßig gebeugt: Ich erschrecke mich bei jedem Donner; ich erschreckte/erschrack mich fast zu Tode; da habe ich mich ganz schön erschreckt/erschrocken!

Gleiten:

Das Verb »gleiten« wird unregelmäßig gebeugt: gleiten, glitt, geglitten; sein Blick glitt über die Stadt; mühelos war der Esel über das Eis geglitten.

hängen:

Das transitive Verb in der Bedeutung »aufhängen« wird regelmäßig gebeugt: ich hänge, ich hängte, ich habe gehängt; ich hängte den Hörer wieder ein; ich habe die Wäsche aufgehängt.

Das intransitive Verb im Sinne von »baumeln« wird unregelmäßig gebeugt: ich hänge, ich hing, ich habe gehangen; die Fahne hing im Wind; ich hing drei Stunden lang fest; die Wäsche hat auf der Leine gehangen.

hauen:

Das Verb »hauen« wird unregelmäßig gebeugt: hauen, hieb, gehauen. Häufiger als »hieb« ist heute die umgangssprachliche Form »haute« gebräuchlich. Das regelmäßig gebeugte Perfektpartizip »gehaut« ist hingegen mundartlich.

heißen:

Das Verb »heißen« wird unregelmäßig gebeugt: heißen, hieß, geheißen. Die Form »geheißen« ist landschaftlich.

preisen:

Die Verben »preisen« und »anpreisen« werden unregelmäßig gebeugt: preisen, pries, gepriesen; er pries den Namen des Herrn; gepriesen seist du! Die Aktien wurden angepriesen wie sauer Bier.

Das Verb »lobpreisen« wird hingegen regelmäßig gebeugt: Er lobpreiste den Namen des Herrn; sein Werk wurde gelobpreist.

quellen:

Das intransitive Verb »quellen« wird unregelmäßig gebeugt: quellen, quoll, gequollen; das Wasser quillt

über; der Teig quoll auf; aus seinen Augen sind dicke Tränen gequollen.

Das transitive Verb »quellen« in der Bedeutung »etwas im Wasser weich werden lassen« wird regelmäßig gebeugt: quellen, quellte, gequellt; ich quellte das Brötchen in Milch; hast du den Reis gequellt?

saugen:

Das alte Verb »saugen« wird unregelmäßig gebeugt: saugen, sog, gesogen; das Ferkel sog begierig an der Mutterbrust; er sog die Luft ein; als Kinder haben wir Cola immer durch den Strohhalm gesogen.

Das neuere Verb »saugen« im technischen Sinne wird regelmäßig gebeugt: saugen, saugte, gesaugt; ich saugte Staub; Mutter hat Staub gesaugt.

schleifen:

Das Verb »schleifen« im Sinne von »glatt oder scharf machen« wird unregelmäßig gebeugt: schleifen, schliff, geschliffen; erschliff die Sense; das Messer wurde geschliffen; ein geschliffener Diamant.

Das Verb »schleifen« in der Bedeutung »einebnen« wird hingegen regelmäßig gebeugt: schleifen, schleifte, geschleift; die Römer schleiften die Befestigungsanlage; die Mauern der Stadt wurden geschleift.

Auch »schleifen« im Sinne von »hinter sich herziehen« wird regelmäßig gebeugt: Der Mörder schleifte sein Opfer bis zur Brücke; ich habe den Koffer die ganze Strecke hinter mir her geschleift.

senden:

Das Verb »senden« in der Bedeutung »schicken« wird unregelmäßig gebeugt: Er sandte einen Boten; die Engel waren vom Himmel gesandt worden. Vielen Dank für die Blumen, die du mir gesandt hast.

Das jüngere Verb »senden« in der Bedeutung »ausstrahlen« wird regelmäßig gebeugt: Der Fernsehkanal sendete plötzlich nur noch Wiederholungen; der Funkspruch ist längst gesendet worden.

verdingen:

Das Verb »verdingen« wird regelmäßig gebeugt: verdingen, verdingte, verdingt; er hatte sich als Hilfsarbeiter verdingt; der Lord verdingte mehrere Knaben aus der Umgebung als Lakaien.

Das präfixlose Verb »dingen« wird im Perfekt zu »gedungen«: ein gedungener Mörder.

wenden:

Das reflexive Verb »wenden« wird unregelmäßig gebeugt: er wandte sich um; die Hilfesuchenden hatten sich an die Polizei gewandt. Das transitive Verb »wenden« wird regelmäßig gebeugt: Der Chauffeur wendete den Wagen vor dem Haus; das Fleisch muss in der Pfanne mehrmals gewendet werden.

winken:

Das Verb »winken« wird immer regelmäßig gebeugt: ich winke, ich winkte, ich habe gewinkt. Die Form »gewunken« ist mundartlich und gilt nicht als standardsprachlich.

wohlgesinnt:

Obwohl das reflexive Verb »besinnen« zu »besann« und »besonnen« wird, heißt das Adjektiv »wohlgesinnt«. Die Form »wohlgesonnen« ist standardsprachlich nicht korrekt.

Sind »schmeißen« und »kriegen« tabu?

»Nach Wahldebakel: SPD schmeißt Schröder raus«
— »Der Kanzler kriegt die rote Karte.« Sätze wie diese sind vorstellbar. Aber Sie werden sie hoffentlich niemals in einer seriösen Zeitung lesen müssen. Nicht aus Rücksicht auf den Kanzler, sondern aus Respekt vor der Sprache.

Der achtjährige Julian besucht die zweite Klasse einer Grundschule in Wuppertal. Im Deutschunterricht lernt er nicht nur Lesen und Schreiben, sondern auch zwischen feinem und nicht so feinem Deutsch zu unterscheiden. In heutigen Zeiten, so scheint es, ein absoluter Luxus. Man muss nur wenige Augenblicke im Nachmittagsprogramm der privaten Fernsehsender verweilen, um festzustellen, dass den meisten Deutschen das Gespür für wohlklingende und missklingende Wörter abgeht.

Eines Tages nach der Schule konfrontiert Julian seinen Vater mit der Feststellung, dass man »werfen« und nicht »schmeißen« sagt und »bekommen« statt »kriegen«. Ob solch verblüffender Äußerung will sich der Vater glatt auf den Boden schmeißen und kann sich gar nicht mehr einkriegen. Er besinnt sich aber eines Besseren, wirft sich auf den Boden und bekommt sich nicht mehr ein. Später wendet sich Julians Vater an mich mit der Frage, ob »kriegen« und »schmeißen« tatsächlich »Bäh«-Wörter sind. Da muss ich spontan an meinen Urgroßvater denken, Konsul Albert Schrödter aus Kiel, einen sehr gebildeten und weltgewandten Mann, der stets größten Wert auf gepflegte Umgangsformen und sprachlichen Ausdruck legte. In seinem Hause war das Wort »schmeißen« tabu, und wer es trotzdem benutzte, konnte eines missbilligenden Blickes und einer anschließenden Belehrung gewiss sein. Tatsächlich galt

»schmeißen« vor einigen Jahrzehnten noch als vulgär. Das stark gebeugte Verb (schmeißen, schmiss, geschmissen) bedeutete ursprünglich »beschmieren«, »beschmutzen«, was später über das im Hausbau gebräuchliche Anwerfen von Lehm zu einem allgemeinen »werfen«, »schleudern« erweitert wurde. Schließlich erlangte »schmeißen« — in Anlehnung an den geschleuderten Peitschenhieb — auch die Bedeutung von »schlagen«. Davon zeugen heute noch die Wörter »Schmiss« (Narben von Gesichtswunden, die Verbindungsstudenten sich beim Fechten beibrachten) und »schmissig«. Daneben entwickelte sich »schmeißen« auch als schwaches Verb (schmeißen, schmeißte, geschmeißt) in der Bedeutung »Kot auswerfen«. Der Wortstamm findet sich heute noch in den Begriffen Schmeißfliege und Geschmeiß. Seine Nähe zur Sudelei verwehrt »schmeißen« den Aufstieg von der Umgangssprache in die gehobene Sprache. Daran hat sich bis heute nichts geändert; noch immer klingt die beliebte Frühstücksaufforderung »Schmeiß mal die Butter rüber« nicht nur unverhältnismäßig, sondern — zumindest für feine Ohren — auch unappetitlich.

Auch die Formulierung »jemanden rausschmeißen« zeugt nicht eben von sprachlicher Eleganz. Wer die Sprache zu seinem beruflichen Werkzeug zählt (wie etwa Journalisten), der sollte darauf achten, den täglich zu vermeldenden »Rausschmiss« von Trainern, Vorständen und Behördenleitern in einen »Rauswurf« abzuwandeln. Dasselbe gilt auch für andere umgangssprachliche Ausdrücke. So werden Gewinne nicht »aufgefressen«, sondern »aufgezehrt«, und eine »dahingerotzte Bemerkung« klingt besser, wenn sie »dahingesagt« ist. Ein Journalist, mit dem ich mich über die Qualität des Wortes »Rausschmiss« unterhalte, vertritt die Meinung, dass »Rausschmiss« gepfeffter klingt als »Rauswurf«.

Letzteres sei ihm manchmal etwas zu harmlos, sagt er. »Du würdest doch aber auch nicht Ausdrücke wie verarschen und beschießen schreiben«, wende ich ein. Nein, erwidert er, das sei ja Vulgärsprache. Aha. Schmeißen ist es auch, nur weiß das heute anscheinend kaum noch jemand. Aber ist Unkenntnis ein Argument für Unbedenklichkeit?

Das Wort »kriegen« ist ebenfalls umgangssprachlich, auch wenn es auf das standardsprachliche Wort »Krieg« zurückgeht. Es bedeutete ursprünglich »streben«, »sich bemühen«, »sich anstrengen«, so wie der »Krieg« zunächst vor allem eine »Anstrengung« bedeutete. Später wurde »kriegen« im Sinne von »erhalten«, »bekommen« verwendet, was ja auch nahe liegt; denn wer etwas bekommen will, der muss sich in der Regel dafür anstrengen. Auch wenn das Wort im Nieder-deutschen (krigen) und Niederländischen (krijgen) nichts Unschickliches hatte und hat, so galt es im Hochdeutschen immer als zweite Wahl. Natürlich würde kein noch so sprach-penibler Arzt die Behandlung verweigern, wenn der Patient ihm sagte: »Hilfe, Herr Doktor, ich kriege keine Luft mehr!« Und niemand im Büro würde Anstoß an der Wortwahl nehmen, wenn jemand entnervt ausrief: »Ich krieg die Krise!« Aber in wohlgesetzter Rede ist »bekommen« vorzuziehen. »Schröder kriegt Doktorwürde verliehen« dürfte in keiner Zeitungsredaktion als gutes Deutsch durchgehen. Und »Jubel in Norwegen: Prinzessin Mette-Marit kriegt ein Baby« klingt nicht eben königlich. Besonders hässlich gerät das Verb im Perfekt: »Schau, was ich zum Geburtstag gekriegt habe.«

Fazit: »Schmeißen« und »kriegen« sind heute keine »Bäh«-Wörter mehr, gelten aber immer noch als

umgangssprachlich. Wenn gepflegter Ausdruck verlangt ist, sollte man sich besser an »werfen« und »bekommen« halten.

Wie heißt der Bürgermeister von Wesel?

Die Einwohner von Münster sind keine Münsterer, sondern Münsteraner, und gebürtige Kasseler werden auch Kasseler genannt. Die Ableitungen von Städtenamen bereiten gelegentlich Probleme; doch wer sich nicht zurechtfindet, braucht nicht zu verzagen: Die Einwohner sind sich mitunter selbst nicht einig, wie sie sich nennen sollen.

»Guten Tag, ist dort die Hannoveraner Aids-Beratungsstelle?« – »So ungefähr, hier ist die Hannöversche Aids-Hilfe e.V.!« – »Wie bitte? Hannoverische Aids-Hilfe?« – »Nein, hannöversch, mit ö!« – »Hannöver? Ich wollte aber mit jemandem von der Beratungsstelle in Hannover sprechen! Bin ich da jetzt falsch verbunden?« – »Nein, Sie haben richtig gewählt, unser Verein heißt offiziell Hannöversch, aber das ist dasselbe wie hannoverisch.« – »Ja, warum haben Sie das denn nicht gleich gesagt?! «

Es gibt Menschen, die behaupten, außer der Messe habe Hannover nicht viel zu bieten. Das ist freilich Ansichtssache. Was die Möglichkeiten der Namensableitungen betrifft, sticht Hannover die meisten anderen Städte in Deutschland aus, denn da hat es nicht weniger als fünf Varianten zu bieten. Die Bürger Hannovers können sowohl als hannoverische oder hannoversche Bürger wie auch als hannöversische oder hannöversche Bürger durchgehen. Und manche nennen sich auch »Hannoveraner Bürger«, auch wenn dies in den Ohren vieler Hannoveraner falsch klingt.

Generell aber sind die Formen auf -er auf dem Vormarsch – in unzähligen Fällen haben sie dem Adjektiv auf -isch bereits den Rang abgelaufen. Wer

würde statt von Wiener Schmääh und Berliner Schnauze heute noch von »wienerischem Schmääh« und »berlinerischer Schnauze« sprechen? Oder vom »lübschen Holstentor«? Die Hansestadt Lübeck kennt nicht weniger als drei Ableitungen: von lübeckisch über lübisch bis zu lübsch. Trotzdem heißt es Lübecker Bucht und Lübecker Marzipan. Die Adjektivformen, insbesondere die beiden kürzeren, sind aus der Mode geraten.

Mit den unflektierbaren Nominalformen a la Lübecker, Berliner und Wiener wähnt man sich auf der sicheren Seite: Sie sind bequemer, kürzer und leichter auszusprechen als die Adjektive mit ihrem nuscheligen Sch-Laut am Ende.

Verunsicherung bereitet indes die Frage, wann man dem Bewohner nur ein -er anhängt und wann ein -aner, -iner oder -ser. Die Regel hierzu lautet: Städtenamen, die auf einem unbetonten -er enden, erhalten in der Ableitung ein -aner, um eine Doppelung der Silbe -er zu vermeiden. Also Münsteraner statt Münsterer, Jeveraner statt Jeverer.

Die Stadt Leer mogelt da ein bisschen. Zwar endet auch ihr Name auf -er, aber nicht mit einer unbetonten Silbe. Dennoch ist es den Bewohnern von Leer lieber, Leeraner genannt zu werden. Dafür gibt es einen guten Grund: Wer sich mit den Worten »Ich bin Leerer« vorstellt, könnte fälschlicherweise für einen Lehrer gehalten werden.

Die Verwendung von -aner ist allerdings deutlich zurück-gegangen, und der Duden vermerkt, dass sie in keinem Fall unbedingt nötig sei. Wer also den salzgitterschen Bürgermeister einen Salzgitterer nennt, wird zwar von einigen Salzgitteranern strenge Blicke

ernten, aber für einen Stadtverweis reicht es nicht mehr aus.

In den Medien ist immer mal wieder von einem »Zuffenhausener Sportwagenbauer« die Rede, vor allem dann, wenn gerade händeringend ein Synonym für Porsche gesucht wird. Das soll Sachkenntnis vortäuschen (Seht, ich kenne mich aus in der Branche, ich weiß, dass Porsche in Zuffenhausen sitzt!), beweist aber in Wahrheit vor allem Ortsunkenntnis. Denn die Einwohner Zuffenhausens nennen sich selbst nicht Zuffenhausener, sondern Zuffenhäuser. Dafür sind die Bewohner von Oberhausen nicht Oberhäuser, sondern Oberhausener. Da kenne sich einer aus! Ortsnamen auf -hausen, -kirchen, -hagen und -hofen/-hoven können unterschiedliche Ableitungen haben, der Duden empfiehlt, man richte sich am besten nach den jeweils ortsüblichen Formen.

Es kann durchaus passieren, dass einem die falsche Ableitung richtig übel genommen wird. Angeblich reagieren die Badener äußerst empfindlich, wenn sie Badenser genannt werden, noch dazu mit Betonung auf der zweiten Silbe: Badenser. Historisch gesehen ist »Badenser« allerdings keine Verunglimpfung, so wurden die Bewohner des früheren Landes Baden üblicherweise genannt. Wer im Umgang mit ihnen nicht baden gehen will, hält sich heute besser an die Form »Badener«.

Unter einem (Sachsen-)Anhalter verstand man früher lediglich ein Mitglied der fürstlichen Familie, die Ableitung »Anhalter« hingegen bezog sich auf das Land. Daher hieß und heißt der berühmte Bahnhof in Berlin auch »Anhalter Bahnhof« und nicht »Anhalter Bahnhof«. Heute sind Sachsen-Anhalter dasselbe wie Sachsen-Anhalt, nämlich alle Bewohner des Bundeslandes Sachsen-Anhalt. Ein Bedeutungsunterschied existiert ebenso wenig wie eine

überzeugende Begründung, warum nur das eine oder das andere richtig sein sollte.

In Sachsen-Anhalt leben unter anderem an die 240 000 Hallenser, so nennen sich die Einwohner der Stadt Halle an der Saale. In Westfalen gibt es ebenfalls einen Ort namens Halle, doch dessen Bewohner nennen sich Haller. Stellen Sie sich eine Halle voller Hallenser und Haller vor – was gibt das für ein Hallo!

Die Ableitung -aner kommt übrigens nicht nur bei Städtenamen, die auf -er enden, zum Einsatz, sondern auch bei einigen, die auf -el enden. Neben der Form »Weseler« findet man für die Einwohner der Stadt Wesel auch noch die Bezeichnung »Weselaner«, allerdings deutlich seltener, was die These belegt, dass die »-aner«-Formen insgesamt auf dem Rückzug sind. Wer die berühmte Echo-Testfrage »Wie heißt der Bürgermeister von Wesel?« in die Schlucht ruft, dem wird es jedenfalls nicht »Weselaner!« entgegenschallen.

Auf einem Bauernhof im Kasseler Land steht ein kleines Ferkel vor einem gewichtigen Problem. »Du, Mami«, fragt es seine Mutter, »was bin ich eigentlich: ein Kasseler, ein Kasselaner oder ein Kasseläner, wie der Bauer sagt?« – »Ich habe keine Ahnung«, grunzt die Mutter, »frag das doch mal die Katze, die weiß doch immer alles.« Also stellt das Ferkel seine Frage der Katze, und die erklärt: »Kasseler sind alle Einwohner Kassels, Kasselaner sind die, die in Kassel geboren sind, und Kasseläner sind jene, deren Eltern bereits gebürtiger Kasseler, also Kasselaner sind.« Das Ferkel seufzt: »Also muss ich herausfinden, ob Mamis Eltern auch schon hier zur Welt gekommen sind?« Die Katze fährt sich mit der Zunge übers Maul und antwortet sibyllinisch: »Ob du ein Kasselaner bist oder ein Kasseläner, das spielt keine

Rolle. Sicher ist nur dies: Eines Tages wirst du Kassler sein!«

Durch und durch alles hindurch

Die »Titanic« wurde durch einen Eisberg versenkt, Bücher werden durch Autoren geschrieben und durch Übersetzer übersetzt; Autos werden durch herabfallende Ziegel getroffen, Politiker durch das Volk gewählt. Ist die Durch-Wucherung der Sprache durch nichts mehr aufzuhalten?

Im Blumengarten der deutschen Sprache wuchert ein Unkraut, schlimmer als Quecke, hartnäckiger als Giersch. Es handelt sich um ein Gewächs aus der Familie der Präpositionen, klein und unscheinbar, doch es ist praktisch nicht zu besiegen. Der fleißige Stilgärtner hat alle Hände voll damit zu tun, es herauszureißen. Doch so viel er auch rupft und zupft – die Plage dringt immer wieder durch. Sie wuchert und windet sich durch alles hindurch.

Gemeint ist die Präposition »durch«, eine ausgesprochen vielseitige Vertreterin ihrer Gattung. Sie lässt sich zunächst einmal räumlich einsetzen: durch den Dschungel, durch die Hintertür, durchs wilde Kurdistan. Sodann auch zeitlich: durch den Winter, durchs ganze Jahr. Damit aber gibt sie sich längst nicht zufrieden; sie will noch viel mehr!

Denn sie versteht sich auch als eine mediale Präposition. Genau wie das Wort »mittels« zeigt sie an, dass etwas mit Hilfe von etwas oder jemandem geschieht: Statt »per Kurier« kann man ein Paket auch »durch Boten« zustellen lassen, und ein Kranker kann ebenso gut »mittels neuer Medikamente« als auch »durch neue Medikamente« geheilt werden. So weit, so richtig.

Weil ihr aber auch das nicht genügt, gräbt die Präposition »durch« seit geraumer Zeit ihrer schlimmsten Rivalin das Wasser ab: dem kleineren Wörtchen »von«.

Wo immer sich eine Gelegenheit bietet, versucht sie, »von« zu verdrängen, oftmals mit Erfolg, aber selten mit stilistisch überzeugendem Ergebnis:

»Mehrere Autos wurden durch herabfallende Dachziegel getroffen«, heißt es in einer Meldung, die das Wüten eines Orkans über Norddeutschland beschreibt. Der Verfasser der Meldung scheint seinerseits von der Präposition »durch« getroffen worden sein, und zwar direkt am Kopf, sonst hätte er den Satz besser zu formulieren gewusst.

Natürlich wurden die Autos nicht »durch« Ziegel getroffen, sondern von denselben. Ersetzt man »durch« nämlich durch »mittels« oder »mit Hilfe von«, dann sieht man, wie unsinnig die Verwendung von »durch« hier ist: »Mehrere Autos wurden mit Hilfe herabfallender Ziegel getroffen.«

Derselbe logische Fehler offenbart sich auch in dieser Schreckensnachricht aus den Rocky Mountains: »Der 42-jährige Mann wurde durch einen ausgewachsenen Grizzly getötet.« Das liest sich so, als hätte jemand einen Bären dazu benutzt, um den Mann aus dem Weg zu räumen. Denkbar zwar, aber wohl kaum so gemeint. Die Gegenprobe mit »mittels« oder »mit Hilfe von« zeigt auch in diesem Fall, dass »durch« fehl am Platz ist.

»Wir drucken den Text in der deutschen Übersetzung durch Harry Rowohlt«, kündigt eine Zeitung ihren Lesern an. Bei einem solchen Satz hätte sich dem wortgewandten Übersetzer selbst wohl die Feder gesträubt. Schließlich ist Harry Rowohlt weitaus mehr als nur ein Medium, durch das die Übersetzung mal eben so hindurchgeflossen ist.

Im Zusammenhang mit »schreiben« und »übersetzen« ist vom Gebrauch der Präposition »durch«

durchweg abzuraten. Wann immer Personen, Personengruppen oder Institutionen im Spiel sind, taucht »durch« die Agierenden ins trübe Licht der Mittelbarkeit.

Bei der Frachtsendung, die »durch Boten« zugestellt wird, mag dies noch angehen, da der Bote tatsächlich nur als Mittelsmann zwischen Sender und Empfänger fungiert. Doch beim Kauf und Verkauf zum Beispiel ist es etwas anderes. Ehe man sich versieht, werden aus Händlern und Kunden Mittelsmänner, die an dem Geschäft nur indirekt beteiligt sind:

»Das Grundstück wurde 1912 durch meinen Großvater gekauft«, erklärt der Besitzer eines stattlichen Anwesens in Brandenburg seinen Besuchern. »Ihr Großvater war demnach Makler?«, fragt jemand aus der Gruppe. »Wie kommen Sie darauf? Nein, mein Großvater war selbstverständlich Landwirt!« – Die Frage ergab sich aus der Wortwahl; denn Grundstücke und Häuser werden oft »durch« Makler gekauft und verkauft, wobei diese eben nur Mittelsmänner sind; in der Regel wollen sie die Immobilien ja nicht selbst behalten. Hätte der Brandenburger Gutsbesitzer aktivisch gesagt: »Das Grundstück hat mein Großvater 1912 gekauft«, dann hätte es dieses Missverständnis nicht gegeben.

»Du gibst dein Auto noch in die Werkstatt, ja bist du denn verrückt? Ich lass meinen Wagen immer schön durch einen befreundeten Kfz-Mechaniker reparieren, das kommt viel billiger.« Eine solche Auskunft lässt nicht nur das Finanzamt aufhorchen, sondern auch den fürsorglichen Stilgärtner.

Sprache lebt von Veränderung und Vielfalt; nicht durch Verwässerung und Wildwuchs. Sie sieht besser aus, wenn sie aufgelockert, von Unkraut befreit und

geharkt wird. Nicht alles, was zwischen Substantiven und Verben emporkeimt, trägt zur Verschönerung bei. Eine Faustregel der Stilkunde besagt daher: Man lese nach dem Schreiben seinen Text gründlich von Anfang bis zum Ende und prüfe, ob sich die darin enthaltenen »durch« nicht durch andere Präpositionen ersetzen lassen, zum Beispiel durch »von« oder »mit« – oder durch etwas anderes, so wie in diesem letzten Beispiel:

»Der Manager hat ein Glaubwürdigkeitsproblem durch das Ausbleiben der Aufträge, die er im letzten Jahr prognostiziert hatte.« Wie wäre es hier mal mit »aufgrund« oder »auf Grund«? Angst vorm Genitiv? Dann ginge es auch mit »aufgrund von«.

In den Blumenbeeten der deutschen Sprache ist »durch« mittlerweile so allgegenwärtig, dass es einem durch und durch geht. Mancher Stilblütenzüchter meint vielleicht, er sei dadurch nicht betroffen. Doch es sind weitaus mehr davon betroffen, als man glaubt. Greifen auch Sie zur Hacke, jäten Sie mit, lassen Sie »durch« nicht überall durchgehen!

Schöner als wie im Märchen

Hinter den sieben Bergen, bei den sieben Zwergen, da lebte einst ein Mädchen, schöner wie eine Prinzessin. Seine Haut war weißer wie Schnee, die Lippen roter wie Blut und die Haare schwärzer wie Ebenholz. Sie kennen die Geschichte? Aber bestimmt nicht in dieser stilistisch bedenklichen Fassung.

Schneewittchen war nur mal eben hinausgegangen, um die Wäsche aufzuhängen, da brach der Streit von neuem los. »Ich werde Schneewittchen heiraten!«, rief der dicke Zwerg, »denn mich mag sie am meisten!« – »Wie kommst du denn darauf?«, protestierte der dünne Zwerg, »mich mag sie doch viel lieber wie dich!« – »Ihr seid beide im Irrtum«, sagte der grimmige Zwerg, »Schneewittchen kann euch beide nicht leiden! Deshalb wird sie mich heiraten!«

»Ruhe!«, fuhr der älteste Zwerg dazwischen, den die anderen den Chef nannten. »Schneewittchen wird keinen von euch heiraten!« – »Warum denn nicht?«, fragte der dicke Zwerg verdutzt. »Weil ihr nun mal Zwerge seid«, sagte der Chef, »fleißige, aufrechte, herzige Erzbergwerkzwerge, gewiss, aber eben Zwerge. Schneewittchen wird einen Prinzen in ihrer Größe heiraten!«

»Also, wenn's nach der Größe geht, dann habe ich die besten Chancen«, behauptete der dicke Zwerg und stellte sich auf die Zehenspitzen, »denn ich bin der Größte von uns allen!« – »Gar nicht wahr«, schrie der dünne Zwerg und sprang auf den Tisch, »ich bin größer wie du!« – »Du irrst schon wieder«, widersprach der grimmige Zwerg, »erstens bist du ein Mickerzwerg, und zweitens heißt es größer als du, nicht größer wie du!« – »Von mir aus, dann bin ich eben größer als wie du, Hauptsache, ich bin größer!«

»Nicht größer als wie du, sondern größer als du!«, knurrte der grimmige Zwerg, »wie kannst du glauben, Schneewittchen würde dich heiraten, wenn du nicht mal richtig Deutsch kannst!«

»Jetzt komm mir nicht mit Grammatik, Brummbär! Größer wie oder größer als, das ist doch ein und dasselbe!« – »Nein, es ist nicht dasselbe. Es ist nicht mal das Gleiche!«, stellte der Chef klar. »Bei Gleichheit sagt man wie und bei Ungleichheit als.« – »Genau! Das nennt man Positiv und Komparativ!«, trumpfte der Grimmige auf. »Woher weißt du denn so was?«, fragte der Dicke ungläubig. »So steht's im Grimm'schen Wörterbuch!«, erwiderte der Grimmige von oben herab, worauf der Dünne patzig zurückgab: »Ach, erzähl doch keine Märchen! «

»Brummbär hat Recht«, sagte der Chef, »die Vergleichspartikel wie steht nach dem Positiv, als hingegen nach dem Komparativ. Ich nenne euch ein paar Beispiele: Schneewittchens Haut ist so weiß wie Schnee. Keiner von euch ist so alt wie ich. Dieser Sommer ist genauso heiß wie der letzte. Die Sache ist genau so, wie ich sie euch erklärt habe.« Der Chef machte eine Pause: »Das war der Positiv. Und jetzt kommt der Komparativ: Schneewittchens Haare sind schwärzer als Ebenholz. Ich bin älter und klüger als jeder andere von euch. Dieser Winter wird noch viel kälter als der letzte. Die Sache ist weitaus komplizierter, als ich sie dargestellt habe.«

»Niemand bezweifelt, dass du der Klügste von uns bist, Chef«, sagte der Dicke, und der Dünne pflichtete ihm bei: »Du bist mindestens neunmal klüger wie wir.« Der Chef schüttelte den Kopf: »Wenn überhaupt, dann bin ich neunmal so klug wie ihr.« – »Oder neunmal klüger als wir!«, rief freudestrahlend der Dünne, der den Unterschied begriffen zu haben glaubte. »Das ist nicht ganz dasselbe«, schränkte der Chef ein, »neunmal klüger ist einmal mehr als neunmal so klug. Wäre ich neunmal

klüger als ihr, dann wäre ich ein Zehnmalklug. Aber um das zu verstehen, braucht man ein

Erbsenzählerdiplom. Und Erzbergwerkzwerge haben selten ein Erbsenzählerdiplom.«

Der Grimmige schüttelte den Kopf: »Hier steh ich nun, ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor«, sagte er. »Falsch!«, rief der Dünne, »so klug wie zuvor!« - »Das war nicht falsch, sondern von Goethe!«, knurrte ihn der Grimmige von der Seite an.

Der Chef nickte und fuhr fort: »In gehobener Sprache wird beim Komparativ auch gern das Wörtchen denn gebraucht, vor allem, um zu vermeiden, dass zwei als aufeinander folgen: Er ist besser als Koch denn als Chef. Lieber sterben, denn als Erzbergwerkzwerg zu enden.«

In diesem Moment kam Schneewittchen zur Tür herein. »Hallo, meine lieben Zwerge, da bin ich wieder«, flötete sie. »Hallo, Schneewittchen!«, rief der Dicke aufgeregt, »bitte sag uns, wen hast du von uns am liebsten? Wir müssen es wissen! Bin ich es?« – »Oder ich?«, quiekte der Dünne. Schneewittchen warf den Kopf zurück und lachte. Dann sagte sie: »Aber ihr wisst es doch, meine lieben Zwerge, dass ich euch alle gleich lieb habe! Ich hab euch lieber als die Tiere im Wald, koche und putze für euch so oft wie möglich, fühle mich bei euch mehr daheim als in irgendeinem Schloss, nehme euch so wichtig wie gute Freunde, wie treue Kameraden, nein, mehr als das, ihr seid für mich ... wie Brüder!« Die Zwerge seufzten entzückt. Schneewittchen strahlte, und dann biss sie in den Apfel, den sie draußen von einem alten Mütterchen geschenkt bekommen hatte, fiel auf der Stelle um und war tot.

»Frauen und Äpfel, es ist doch immer das Gleiche!«, jammerte der dünne Zwerg. »Ja, aber nie dasselbe!«, bemerkte der grimmige Zwerg. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann streiten sie noch heute.

Das kleine ABC des Zwiebelfischs

[a] Administration/Regierung

Das Wort administration steht in den USA für Regierung, und so sollte es auch ins Deutsche übersetzt werden: mit Regierung, nicht mit Administration. Natürlich gibt es im Englischen auch das Wort government, doch das hat bei den US-Amerikanern die Bedeutung »Staat« im Sinne von »Staatsbehörden«.

[a] als/wie

Bei Gleichheit sagt man wie, bei Ungleichheit als. Das nennt man Positiv und Komparativ. Die Vergleichspartikel wie steht nach dem Positiv, als hingegen nach dem Komparativ:

Positiv:

- Dieser Sommer ist genauso heiß wie der letzte.
- Die Sache ist genau so, wie ich sie euch erklärt habe.
- Ich bin neunmal so klug wie ihr.

Komparativ:

- Dieser Winter wird noch viel kälter als der letzte.
- Die Sache ist weitaus komplizierter, als ich sie dargestellt habe.
- Ich bin neunmal klüger als ihr.

[a] an Weihnachten/zu Weihnachten

Der Gebrauch der Präposition in Verbindung mit Festtagen ist regional verschieden. »An Weihnachten« sagt man vor allem in Süddeutschland, während in Norddeutschland »zu Weihnachten« gebräuchlich ist. Wie so oft gibt es in dieser Frage kein »richtig« oder »falsch«, sondern bloß ein »hier« und »dort«. In einigen Gegenden wird sogar die Präposition »auf« verwendet

werden: Da trifft man sich auf Ostern und sieht sich auf Pfingsten wieder. Dies ist aber nicht standardsprachlich.

[a] Angst/angst

»Angst« wird nur dann klein geschrieben, wenn es als Eigenschaftswort benutzt wird, also mit »wie?« erfragt werden kann. Tritt es als Hauptwort auf, wird es selbstverständlich groß geschrieben. Ob es sich um ein Hauptwort handelt, erkennt man an der eventuellen Voranstellung eines Artikels, Attributs oder einer Präposition (die Angst war groß; in ständiger Angst sein; aus Angst nichts sagen) und daran, ob man die Angst mit »was?« erfragen kann:

- Ich habe Angst. (Was habe ich? → Hauptwort)
- Mir wird angst. (Wie wird mir? → Eigenschaftswort)
- Du machst mir Angst. (Was machst du mir? → Hauptwort)
- Ihm war angst und bange. (Wie war ihm? → Eigenschaftswort)

[a] auf/offen

War das Fenster nun offen oder auf? Der Gebrauch des Wortes auf im Sinne von geöffnet ist umgangssprachlich. Standardsprachlich ist das Fenster offen.

Besonders im norddeutschen Raum ist die umgangssprachliche Verwendung von auf als Adjektiv verbreitet und stand Modell für zahlreiche weitere kuriose Adjektivbildungen aus Präpositionen.

- Wenn das Fenster auf ist, dann ist es ein aufes Fenster. - Dementsprechend ist eine Tür, die zu ist, eine zue Tür.
- Wem ein Finger fehlt (ab ist), der hat einen abben/appen Finger.
- Wer mit einer brennenden Zigarette in den Fahrstuhl steigt, der tut dies mit einer annen Zigarette.

[a] auf der Arbeit/in der Arbeit

Vor dem Wort »Arbeit« sind die Präpositionen »auf«, »bei« und »in« prinzipiell gleichwertig. Je nachdem, ob man unter Arbeit den Arbeitsplatz versteht, das Ausüben einer Tätigkeit oder das Gebäude, in dem man arbeitet, kann man »auf der Arbeit« (= auf der Arbeitsstelle), »bei der Arbeit« (= beim Arbeiten) oder »in der Arbeit« (im Büro, in der Fabrik) sein. Die telefonische Auskunft an den Ehepartner »Ich bin noch auf Arbeit!« ist hingegen umgangssprachlich.

[a] auseinander schreiben/zusammenschreiben

Früher wurde manches auseinandergeschrieben, heute wird vieles auseinander geschrieben. Warum ist das so? Durch die Rechtschreibreform wurden alle Fügungen, deren erster Bestandteil ein mit -einander gebildetes Adverb ist, auseinander-gerissen, um sie der Schreibweise getrennt geschriebener Wortgruppen wie »miteinander spielen«, »zueinander sprechen« und »untereinander tauschen« anzugleichen. Seitdem wird alles auseinander geschrieben, was mit aus -einander beginnt.

Die Möglichkeit der semantischen Unterscheidung ging dadurch leider verloren:

Konnte zum Beispiel zwischen dem wörtlichen »auseinander setzen« (Zwei schwatzende Schüler auseinander setzen) und »auseinandersetzen« im übertragenen Sinn (sich mit einem Thema auseinandersetzen) unterschieden werden, geht dies heute nicht mehr. Bei Zusammensetzungen mit »zusammen-« wurde hingegen nicht viel geändert, sodass die Möglichkeit der Unterscheidung erhalten blieb:

- Wir sind zusammen gekommen
(= gemeinsam/gleichzeitig) und getrennt gegangen.

- Wir sind heute hier zusammengekommen (= haben uns versammelt), um einen bedeutenden Mann zu ehren.
- Später haben sie zusammengesessen (= nebeneinander gesessen).
- Später haben sie zusammen gesessen (= beide waren im Gefängnis).

[b] baff/bass erstaunt

Man kann entweder baff (= verblüfft) sein oder bass erstaunt, aber nicht »baff erstaunt«. Bass ist ein altes Wort für »tief«, heute kennt man es in dieser Bedeutung nur noch in Zusammenhang mit Musik und Akustik. Bass erstaunt heißt also zutiefst erstaunt, sehr erstaunt.

[b] bayerisch/bayrisch

Die Form ohne »e« ist umgangssprachlich; die Form mit »e« ist standardsprachlich, sie findet in offiziellen Namen Verwendung: der Bayerische Rundfunk, der Bayerische Wald. Daneben gibt es auch noch das Adjektiv »bairisch«, das aber nur von Sprachwissenschaftlern gebraucht wird, die damit den in Bayern und Österreich gesprochenen Dialekt benennen.

[b] beziehungsweise/genauer gesagt

Das aufgebläht klingende Wort »beziehungsweise« (abgekürzt bzw.) wird fälschlicherweise oft anstelle der Konjunktionen »und« oder »oder« verwendet.

In dem Aufruf »Die Besucher bzw. Besucherinnen werden gebeten, sich an der Rezeption zu melden« ist das Wort »beziehungsweise« fehl am Platz, an seine Stelle gehört ein schlichtes »und«. Und hier heißt es besser »oder«: »Das erledigt Herr Brüning bzw. Herr Wiesenhoff für Sie.«

In vielen Fällen kann »beziehungsweise« auch einfach durch »genauer gesagt« ersetzt werden: »Ich stamme aus

Lübeck, beziehungsweise aus einem Dorf in der Nähe.«
Besser: »Ich stamme aus Lübeck, genauer gesagt aus einem Dorf in der Nähe.«

»Beziehungsweise« ist nur dann angebracht, wenn ein Bezug auf zwei verschiedene Substantive vorliegt:
»Zugelassen sind Kinder ebenso wie Erwachsene, der Eintritt beträgt 8 bzw. 12 Euro.«

[b] brauchen/zu brauchen

»Wer brauchen nicht mit zu gebraucht, braucht brauchen gar nicht zu gebrauchen.« Diese Faustregel gilt in der Standardsprache noch immer. In der Umgangssprache wird »brauchen« in Analogie zu den Hilfsverben »müssen« und »dürfen« oft ohne »zu« verwendet:

Nach dem Vorbild »Sie muss davon ja nichts erfahren« wird »Sie braucht davon ja nichts erfahren« gebildet. Dies gilt aber nicht als salonfähig. In gutem Deutsch heißt es nach wie vor: »Sie braucht davon ja nichts zu erfahren.«

[c] China/Chile

Die standardgemäße Aussprache des »Ch« am Wortanfang vor den hellen Vokalen »e« und »i« ist ein weiches »ch« wie in »Licht« und »Blech«. In Süddeutschland allerdings wird das Ch wie ein K ausgesprochen, dort sagt man Kina, Kinesen, Kemie und Kirurg. Die Norddeutschen amüsieren sich gern darüber, sind ihrerseits aber nicht konsequent, wenn es um die Aussprache des Chiemsees geht. Den spricht nämlich auch ein »Preiß« mit knackigem k, obwohl er das ch weich artikulieren müsste. Hier hat sich das Bayerische durchgesetzt. Inkonsequent sind die Bayern ihrerseits bei Chile: Hier sagen sie nicht Kile, wie man es erwarten könnte, sondern Tschile.

[d] dasselbe/das Gleiche

Dass dasselbe und das Gleiche nicht dasselbe ist, sieht man schon daran, dass dasselbe zusammen- und das Gleiche auseinander geschrieben wird.

Zwei Frauen können nicht zur selben Zeit dasselbe Kleid tragen, wohl aber das gleiche. Der-, die-, dasselbe besagt, dass zwei Dinge identisch sind. Der, die, das Gleiche besagt, dass sich zwei unterschiedliche Dinge aufs Haar gleichen.

- Sie fuhren beide das gleiche Auto, hatten aber nicht dasselbe Ziel.
- Sie benutzen beide die gleiche mittelharte Zahnbürste, aber nicht dieselbe.

[d] drängen/dringen Das Verb drängen wird regelmäßig gebeugt: drängen, drängte, gedrängt, ebenso: aufdrängen und auf etwas drängen.

- Die Zeit drängt.
- Er drängte sie, zum Ende zu kommen.
- Der Vertreter hatte ihr das Abonnement regelrecht aufgedrängt.
- Sie drängte auf die Entlassung des Chauffeurs.

Das Verb dringen wird unregelmäßig gebeugt: dringen, drang, gedrunge.

- Das Wasser dringt durch alle Ritzen.
- Ihr Hilferuf drang bis ins Nachbarhaus.
- Amors Pfeil war ihm tief ins Herz gedrunge.

[e] effektiv/effizient Effektiv bedeutet wirkungsvoll im Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln, effizient bedeutet leistungsfähig, wirtschaftlich. Das eine bezieht sich also auf das Ergebnis (hat die Sache einen Effekt?),

das andere charakterisiert die Art und Weise einer Umsetzung (hat sich die Sache gelohnt?).

Eine Flasche Champagner auf eine umgestürzte Kerze zu gießen ist effektiv, denn das Feuer ist danach gelöscht. Effizient ist es hingegen nicht, denn ein Glas Wasser hätte es auch getan.

Ein Sprint kann effektiv sein, wenn es gilt, ein nahes Ziel zu erreichen. Wer aber noch mehrere Kilometer zurückzulegen hat, wird feststellen, dass Sprinten nicht effizient ist, weil man zu schnell außer Atem gerät.

[e] E-Mail/email

E-Mail wird meistens als weiblich aufgefasst, also die E-Mail, weil das Wort übersetzt »elektronische Post« bedeutet. Einige sagen allerdings auch das E-Mail, wobei sie sich am Englischen orientieren, wo für Mail und E-Mail das sächliche Pronomen »it« verwendet wird. Die korrekte deutsche Schreibweise ist E-Mail, nicht e-mail, e-Mail oder E-mail und auch nicht Email, denn Letzteres ist ein gebrannter Schutzüberzug für Kochtöpfe und Badewannen und wird in der Regel nicht auf elektronischem Wege versandt.

[e] erschreckt/erschrocken

Das transitive Verb »jemanden erschrecken« wird regelmäßig gebeugt und im Perfekt mit »haben« konjugiert: ich erschrecke dich, du erschreckst mich, die Nachricht erschreckte die Zuhörer, du hast mich ganz schön erschreckt!

Das intransitive Verb »erschrecken« wird unregelmäßig gebeugt und im Perfekt mit »sein« konjugiert: Sei leise, sonst erschrickt das Reh; als der Tiger den Jäger bemerkte, erschranken beide; beim Anblick des Tieres ist er heftig erschrocken.

Das reflexive Verb »sich erschrecken« gehört der Umgangssprache an und wird sowohl regelmäßig als

auch unregelmäßig gebeugt: Ich erschrecke mich bei jedem Donner; ich erschreckte/erschrak mich fast zu Tode; ich habe mich ganz schön erschreckt/erschrocken!

[e] erst mal/erstmal

Entgegen einem unausrottbaren Volksglauben wird »erst mal« in zwei Wörtern geschrieben, daran hat sich auch durch die Rechtschreibreform nichts geändert. Es handelt sich um die umgangssprachliche Verkürzung von »erst einmal«. Die Wörter erstmals und erstmalig werden hingegen zusammengeschrieben. [— noch mal]

[f] fliehen/flüchten

Der Unterschied zwischen »fliehen« und »flüchten« liegt im Antrieb. »Fliehen« bedeutet »schnell davonlaufen«, daher hat auch der schnell davonhüpfende Floh seinen Namen. Wer flieht, der tut dies aufgrund eines selbst gefassten Entschlusses. »Flüchten« stammt aus dem alten Jäger- und Kriegsvokabular und bedeutet »in die Flucht geschlagen werden«. Wer flüchtet, der tut dies meist gegen seinen Willen, weil er verjagt oder vertrieben worden ist. Daher werden Heimatvertriebene meistens Flüchtlinge und selten Geflohene genannt. Ein Beispiel, um den Unterschied aufzuzeigen:

Die ersten Dorfbewohner flohen vor dem Feind (= sie rannten aus freiem Entschluss davon), die letzten konnten nur noch flüchten (= sie wurden gegen ihren Willen vertrieben).

[g] gewinkt/gewunken Das Verb »winken« wird regelmäßig konjugiert: ich winke, ich winkte, ich habe gewinkt. Die Form »gewunken« ist landschaftlich verbreitet, aber streng genommen ein Irrtum. Zwar heißt es »sinken, sank, gesunken« und »trinken, trank, getrunken«, doch nicht »winken, wank, gewunken«. Die

Formen von »winken« werden wie die Formen von blinken, hinken und schminken gebildet.

[g] gewohnt/gewöhnt

Gewöhnt und gewohnt ist nicht das Gleiche. Gewöhnt kommt von Gewöhnung, gewohnt von Gewohnheit.

Wer sich an etwas gewöhnt, der macht sich mit etwas vertraut, findet sich mit etwas ab, gewinnt es womöglich sogar lieb.

Wer etwas gewohnt ist, der kennt etwas, hat Übung und Erfahrung darin, was aber noch lange nicht heißen muss, dass er es deswegen auch schätzt.

»Gewöhnt« wird immer mit der Präposition »an« gebraucht, »gewohnt« hingegen nicht.

- Liebling, ich hab mich so an dich gewöhnt!
- Nur langsam hatte er sich an das harte Leben gewöhnt.
- Es dauerte nicht lange, da hatten sich die Tiere an die neue Umgebung gewöhnt.
- Sie sind es gewohnt, bei schönem Wetter im Freien zu frühstücken.

Ein solch hartes Leben war er vorher nicht gewohnt gewesen.

- Elke war es gewohnt, von den Männern versetzt zu werden, aber daran gewöhnen konnte sie sich nie.

[g] grammatisch/grammatikalisch

In dem Film »Die zwölf Geschworenen« mit Henry Fonda ereiferte sich einer der Geschworenen über die vermeintlich »grammatisch falsche« Ausdrucksweise des Angeklagten und wurde dafür mit den Worten verbessert: »Es heißt grammatikalisch.« Das war 1957, und damals galt »grammatikalisch« noch als standardsprachlich. Inzwischen ist es veraltet, das kürzere Adjektiv »grammatisch« hat sich durchgesetzt.

[h] hält/hältst

Einer der häufigsten Rechtschreibfehler überhaupt. Selbst Akademiker brechen sich hier regelmäßig den Hals: die zweite Person Singular von »halten« lautet: du hältst, nicht: du hältst. Das »t« gehört zum Verbstamm (»halt«) und ist in jeder Ableitung dabei; entsprechend heißt es im Imperfekt: du hieltst beziehungsweise du hieltest, nicht: du hielst.

[h] Handy/Handys

Das Wort »Handy« hat tatsächlich einen englischen Ursprung. Im Zweiten Weltkrieg entwickelte die amerikanische Firma Motorola tragbare Funkgeräte, die sie »handie talkies« nannte. Diese Bezeichnung setzte sich jedoch nicht durch, die Funkgeräte wurden stattdessen unter dem Namen Walkie-Talkie berühmt.

Die ersten Netze für tragbare Funktelefone gab es in den USA. Die entsprechenden Geräte wurden »mobile phone« oder »cellular phone« genannt, und so heißen sie im englischsprachigen Raum noch heute. Die Bezeichnung »Handy« für Mobiltelefon hat es in den USA nicht gegeben. Sie tauchte Mitte der achtziger Jahre erstmals in Deutschland auf. Der Plural lautet Handys. [—* Teddys/Teddies]

[h] Hijacker/Entführer

Neudeutsches Modewort, albernes Synonym für Entführer. Kein Drehbuch kann so schlecht sein, dass jemand in einer Entführungsszene über Handy seinen Angehörigen mitteilte, sein Flugzeug sei »in der Gewalt von Hijackern«. Von ähnlicher Hilflosigkeit zeugen die unübersetzten Begriffe Sniper (Heckenschütze), Warlord (Truppenführer), Airline (Fluglinie) und Airport (Flughafen).

[i] in 2010/im Jahre 2010

Die Präposition »in« vor einer Jahreszahl ist ein lästiger Anglizismus, der vor allem im Wirtschaftsjargon allgegenwärtig ist. Die deutsche Sprache ist jahrhundertlang ohne diesen Zusatz ausgekommen und braucht ihn auch heute nicht. Die Formulierung »Der Film wird voraussichtlich erst in 2006 in die Kinos kommen« zeugt nicht nur von schlechtem Stil, sie ist außerdem länger als die korrekte deutsche Fassung, für die man das »in« ganz einfach streicht.

In bestimmten Zusammenhängen, in denen Missverständnisse aufkommen können, empfiehlt es sich, »im Jahre .. .« beziehungsweise» des Jahres ...« Vor die Jahreszahl zu setzen: Missverständlich: »Die beiden Wissenschaftler haben auf ihrer Reise durch Russland 2003 besonders wertvolle Gemälde gesichtet.«

Besser: »Die beiden Wissenschaftler haben auf ihrer Reise durch Russland im Jahre 2003 besonders wertvolle Gemälde gesichtet.«

[i] irgendwie total/

Aussagen wie »Das war irgendwie total strange« oder »Ich hab den Max irgendwie total gern« klingen irgendwie total bescheuert. Wer eine Meinung zu etwas hat und meint, diese artikulieren zu müssen, möge nach treffenden Worten suchen. »Total« ist, wie »echt«, »voll«, »tierisch« und »unheimlich«, ein verstärkendes Füllwort, »irgendwie« hingegen entkräftet und relativiert den Sinn. Die beiden Wörter heben sich also gegenseitig irgendwie total auf.

Man sage: »Das war seltsam« und »Ich hab den Max gern«, oder man schweige.

[j] Jogurt/Joghurt Die Rechtschreibreform hat häufig gebrauchte Fremdwörter der deutschen Schreibweise angepasst. In einigen Fällen sind dabei Buchstaben

weggefallen, die keine phonetische Relevanz besaßen, wie das »h« in Känguru(h). Die fremdsprachige Schreibweise »Joghurt« ist nach wie vor die Hauptvariante, doch die deutsche Form »Jogurt« eine zulässige Nebenvariante.

Weitere Fälle sind: Katarrh/Katarr, Myrrhe/Myrre, Hämorrhoiden/Hämorroiden

Daneben ist Joghurt auch eines der wenigen Wörter der deutschen Sprache, die männlichen, weiblichen und sächlichen Geschlechts sind: Im Hochdeutschen heißt es der Joghurt, in Österreich das Joghurt und in der Umgangssprache mitunter auch die Joghurt.

[k] in keiner Weise/in keinster Weise

Wenn »kein« so viel bedeutet wie »nichts« oder »niemand«, lässt es sich dann noch steigern? Logisch gedacht natürlich nicht, stilistisch ist dies trotzdem möglich. Man nennt dies den »Elativ«, eine Steigerungsform, die sich herkömmlicher Logik entzieht, um außergewöhnliche Höflichkeit, Entrüstung, Qualität, Trauer oder Demut auszudrücken. Der Elativ, auch »absoluter Superlativ« genannt, wird außer Konkurrenz verwendet, also ohne einen wirklichen Vergleich anzustellen: mit freundlichsten Grüßen, herzlichst, in tiefster Trauer, beim besten Willen, beim leisesten Anzeichen, möglichst, gefälligst, baldigst, gütigst und eben auch: in keinster Weise.

[k] kosten: das kostete ihm/ihn das Leben

Regiert »kosten« den Dativ oder den Akkusativ der Person? Seit eh und je findet man beide Formen belegt. Es ist allerdings nicht so, wie viele glauben, dass der Dativ den Akkusativ verdrängen würde. Vielmehr befindet er sich seit Jahrhunderten auf dem Rückzug. Im

18. Jahrhundert überwog noch der Gebrauch des Dativs. Sprachgelehrte empfahlen dann den Akkusativ, der sich bis heute weitgehend durchgesetzt hat.

Wenn »kosten« im Sinne von »etwas verlangt von jemandem einen bestimmten Preis« gebraucht wird, gilt allein der doppelte Akkusativ als standardsprachlich korrekt:

Das kostet mich nichts; das kostet ihn viel; das kostet dich höchstens ein Lächeln.

Wird »kosten« im Sinne von »etwas bringt jemanden um etwas« verwendet, gilt neben dem Akkusativ der Person auch der Dativ der Person als korrekt:

Das kostete die Mannschaft den Sieg; das kostete der Mannschaft den Sieg; das kostet ihn das Leben; das kostet mir meine letzten Nerven; das kostet dich deine Ruhe; ich lasse mir das Geschenk etwas kosten.

[1] lehren: jemandem/jemanden das Fürchten lehren
Heute gilt es als standardsprachlich korrekt, nach lehren den doppelten Akkusativ zu gebrauchen: Sie lehrt ihn das Klavierspiel; er lehrt sie das Tangotanz.

Im 17. und 18. Jahrhundert war es hingegen üblich, die Person in den Dativ zu setzen, da lehrte der Meister dem Gesellen das Handwerk, und der Erzieher lehrte dem Flegel Mores. Im 19. Jahrhundert lehrte dann der Akkusativ den Dativ das Fürchten, indem er ihn von seinem Platz verdrängte. Dennoch tritt der Dativ gelegentlich noch auf, vor allem im Passiv: Ihm wurde das Fürchten gelehrt.

[1] lohnenswert/lohnend
»Lohnenswert« ist eine überflüssige Zusammensetzung aus den Wörtern »lohnend« und »wert«. Eine Sache kann

lohnend sein, und sie kann etwas wert sein, beides zusammen-genommen macht sie aber nicht zwangsläufig lohnenswert. Ähnliche pleonastische Adjektive: stillschweigend, schlussendlich, vorprogrammiert.

[m] meines Wissens/meines Wissens nach

Die Wendung »meines Wissens« in der Bedeutung von »soviel ich weiß« steht ohne die Präposition »nach«. Es heißt: »Meines Wissens war Peter der Große Zar von Russland«, nicht »Meines Wissens nach war Peter der Große Zar von Russland«.

Dasselbe gilt für den Genitiv von »Erachten«, auch hier heißt es nicht »meines Erachtens nach«, sondern nur »meines Erachtens«.

Die Präposition »nach« steht bei ähnlichen Wendungen, die den Dativ haben:
meinem Gefühl nach; meiner Meinung nach; dem Vernehmen nach; seinem Urteil nach.

[m] Mexico City/Mexiko-Stadt

Auch in Deutschland wird immer häufiger von »Mexico City« statt von »Mexiko-Stadt« gesprochen, vor allem natürlich in Reisebüros, aber auch in Reportagen und selbst im Erdkundeunterricht. City hat einen verheißungsvolleren Klang als das Wort Stadt, außerdem wird bei uns in Deutschland inzwischen selbst so vieles »City« genannt (allein Hamburg hat mittlerweile vier Citys: City Nord, City Süd, Hafencity und die Innenstadt), dass die englische Vokabel nicht mehr als fremd wahrgenommen wird. Von modernistischen und modischen Erwägungen abgesehen, gibt es allerdings keinen zwingenden Grund, weshalb man der Hauptstadt Mexikos im Deutschen einen englischen Namen geben sollte. Die spanisch sprechenden Bewohner selbst nennen ihre Stadt übrigens Ciudad de Mexico.

Dasselbe gilt übrigens auch für Kuwait City und Panama City, die nicht kleiner oder hässlicher werden, wenn man sie Kuwait-Stadt und Panama-Stadt nennt. Ho-Tschi-minh-Stadt und Vatikanstadt sind von der City-Mode bislang noch verschont geblieben.

[m] Mund-zu-Mund-Beatmung/Mundpropaganda

Es gibt Mund-zu-Mund-Beatmung und Mundpropaganda, aber keine Mund-zu-Mund-Propaganda. Das wäre auch keine sinnvolle Form der Kommunikation. Mehr Erfolg verspricht es, seinem Gegenüber ins Ohr statt in den Mund zu sprechen.

[n] neu renovieren/renovieren

Die Aussage »Ich habe die Wohnung neu renoviert« enthält einen Pleonasmus. Pleonasmus nennt man einen inhaltlichen Zusatz zu einem Wort oder einer Wendung, der überflüssig ist. Weitere Beispiele: weißer Schimmel, alter Greis, kleiner Zwerg, kahle Glatze, Gesichtsmimik, weiter fortfahren, lautlose Stille, persönlich anwesend, vollendete Tatsachen.

[n] nichtsdestotrotz/trotzdem

»Nichtsdestotrotz« ist eine mit Luft gefüllte Dreikomponentenhülse, die es dank massenhafter Verbreitung zu einem Eintrag im Wörterbuch gebracht hat, wenn auch mit dem dahinter stehenden Vermerk »ugs.« (umgangssprachlich). Im gepflegten Deutsch sind nach wie vor die Begriffe »trotzdem«, »wenngleich« und »obwohl« zu bevorzugen. Die Wörterbücher kennen übrigens auch die nicht im geringsten kürzeren Wörter »nichtsdestoweniger« und »nichtsdestominder«.

[n] Nullachtfünfzehn/08/15

Der Ausdruck 08/15 geht zurück auf die Typenbezeichnung eines deutschen Maschinengewehrs,

das im Ersten Weltkrieg zum Einsatz kam. Durch den permanenten Drill an dieser aus 383 Einzelteilen bestehenden Waffe wurde 08/15 unter Soldaten zum Synonym für tägliche Routine, für etwas, das nichts Besonderes war. Im Zweiten Weltkrieg kamen die Maschinengewehre erneut zum Einsatz, galten aber als antiquiert, sodass 08/15 auch noch die Bedeutung »veraltete Massenware « und » Durchschnitt« erhielt.

Deutschlandweite Berühmtheit erlangte der Begriff dann in den fünfziger Jahren durch drei Kriegsromane des Schriftstellers Hans Hellmut Kirst: 08/15 Die abenteuerliche Revolte des Gefreiten Asch (späterer Titel: 08/15 in der Kaserne), 08/15 Die seltsamen Kriegserlebnisse des Soldaten Asch (späterer Titel: 08/15 im Krieg) und 08/15 Der gefährliche Endsieg des Soldaten Asch (späterer Titel: 08/15 bis zum Ende).

Die Trilogie wurde 1954 und 1955 mit Joachim Fuchsberger in der Hauptrolle verfilmt.

[n] noch mal/nochmal

Genau wie »erst mal« wird auch »noch mal« in zwei Wörtern geschrieben, daran hat sich auch durch die Rechtschreibreform nichts geändert. Es handelt sich um die umgangssprachliche Verkürzung von »noch einmal«. Die Wörter »nochmals« und »nochmalig« werden hingegen zusammen-geschrieben.

[n] Nummer/Platz

Die Bestimmungswörter hinter Nummer und Platz schreibt man klein:

- Der Kandidat wählte den Umschlag Nummer drei.
- Er hatte in den Siebzigern mehrere Nummer-eins-Titel geschrieben.
- Sie wollte lieber auf Nummer sicher gehen.

Die deutsche Mannschaft landete lediglich auf Platz zehn.

[n] nützen/nutzen Zwischen nutzen und nützen besteht kein Unterschied, weder in der Bedeutung noch im Gebrauch:

- Das nutzt nichts /Das nützt nichts.
- Er konnte die Idee nicht nutzen /nützen. Es hat ihm nichts genutzt/genützt.

Bei Voranstellung einer Vorsilbe wird im norddeutschen Raum die Form ohne Umlaut bevorzugt: abnutzen, ausnutzen, benutzen. In Süddeutschland und in Österreich werden vorrangig die umgelauteeten Formen verwendet: abnützen, ausnützen, benützen.

[o] offenbar/offensichtlich

Zwischen offenbar und offensichtlich gibt es keinen Bedeutungsunterschied. Es ist allerdings nicht richtig, diese Adjektive im Sinne von »vermutlich« oder »möglicherweise« zu gebrauchen. Was offenbar oder offensichtlich ist, das liegt auf der Hand, ist augenscheinlich, erwiesen, erkennbar, nachweislich.

[p] proaktiv/proactiv

Modisches und ausgesprochen lästiges Blähwort aus der Kunstsprache der Werbung, das dieselbe Konnotation wie »vital« hat und an Gesundheit, Fitness, Stärke denken lassen soll.

»Proaktiv« (wahlweise auch »proactiv«) prangt auf Margarine-Verpackungen, Fitness-Studios, Seniorenzeitschriften, Unternehmensberatungsfirmen und Pharma-Produkten. Erstaunlich ist, wie schnell dieses Wort, das in keinem seriösen Fremdwörterbuch zu finden ist, seinen Weg in den aktiven Wortschatz zahlreicher Journalisten gefunden hat. Ein paar Beispiele von vielen:

- »Eine proaktive europäische Geldpolitik sollte dies punktuell unterstützen.« (»FTD«)
- »Als Getriebe stehen Fünf- und Sechsgang-Schaltgetriebe und für die Benziner mit 1,6 und 2,0 Liter und den 1,5 cDi mit 74 kW (100 PS) auch die moderne proaktive Automatik zur Wahl.« (»Tagesspiegel«)
- »Die Kommission spielt eine sehr proaktive Rolle.« (»FAZ«)

Der Unterschied zwischen einer »sehr aktiven Rolle« und einer »sehr proaktiven Rolle« konnte bis heute nicht überzeugend erklärt werden, der »Zwiebelfisch« empfiehlt daher, von einer proaktiven Verwendung abzusehen.

[s] Schilde/Schilder

Es heißt »der Schild«, wenn es sich um einen Schutzschild (Polizeischild, Kampfschild) handelt. Die Pluralform lautet »die Schilde«.

Die Redewendung lautet entsprechend: »Jemanden auf den Schild heben.«

Die sächliche Form (» das Schild«) wird nur für das Verkehrs- bzw. Hinweiszeichen verwandt.

[s] schwer/schwierig

In vielen Fällen sind schwierig und schwer gleichbedeutend: Ein schwieriger Fall ist ebenso gut ein schwerer Fall, ein schwieriges Thema genauso kompliziert wie ein schweres Thema.

Doch nicht überall, wo »schwierig« steht, kann auch »schwer« stehen:

- Ein schwieriger Kopf (= komplizierter Mensch) ist nicht dasselbe wie ein schwerer Kopf (= Brummschädel).
- Im Alter wird manch einer immer schwieriger, aber nicht unbedingt schwerer, viele Menschen nehmen im Alter nämlich auch ab.

Und nicht überall, wo »schwer« steht, kann» schwierig« stehen:

- Man nimmt eine Sache leicht oder schwer, aber nicht schwierig.
- Es gibt keinen schwierigen Unfall, nur einen schweren, aber der kann zu einem schwierigen Schulterbruch führen.

[s] selber/selbst

Die Wörter »selber« und »selbst« sind gleichbedeutend, doch während »selbst« der Standardsprache angehört, wird »selber« heute eher der Alltagssprache zugerechnet. Im zwanglosen Gespräch ist »selber« genauso gut wie »selbst«, im geschriebenen Deutsch hingegen ist »selbst« die bessere Wahl. In einigen wenigen Fällen kann es allerdings zu Verwechslungen kommen, weil »selbst« noch die zweite Bedeutung von »sogar« hat. Die Aussage » Selbst kochen ist billiger« kann als »Sogar kochen ist billiger« missverstanden werden. Um das zu vermeiden, ist es legitim, auch in gehobener Sprache »selber« zu sagen. Außerdem bevorzugt die Dichtung aus klanglichen oder rhythmischen Gründen bisweilen das »selber«. In Luthers Katechismus findet man » selber« und »selbst« scheinbar beliebig vermengt: »Du tust dir selbst mehr Schaden als einem andern«, heißt es dort an einer Stelle und »Davor hüte dich, sage ich noch einmal, wie vor dem Teufel selber« an einer anderen.

[s] Silvester/Sylvester

Der letzte Tag im Jahr heißt Silvester. Der Name geht zurück auf Papst Silvester I., der am 31. Dezember des Jahres 335 starb. Weil man ihm wundersame Heilkräfte nachsagte und lange Zeit glaubte, er habe den römischen Kaiser Konstantin getauft (was sich jedoch als falsch erwies), wurde er heilig gesprochen, seitdem ist der 31.

Dezember sein Namenstag. Erst die Kalenderreform unter Papst Gregor XIII. im Jahre 1582 führte dazu, dass sich in der christlichen Welt der 1. Januar als Neujahrstag durchsetzte und Silvester somit zum letzten Tag des Jahres wurde. Bis dahin galt in weiten Teilen Deutschlands der 25. Dezember als Beginn des neuen Jahres.

Dass viele den letzten Tag im Jahr mit »y« schreiben, mag – wie so oft – an den amerikanischen Vorbildern liegen. Dort heißt der 31. Dezember zwar ganz anders, nämlich »New Year's Eve«, aber man kennt den Vornamen Sylvester. Und ein Hollywoodstar wie Sylvester Stallone ist heute wohl auch in Deutschland mehr Menschen ein Begriff als jener Papst, der vor 1669 Jahren starb. Ebenfalls bekannter dürfte Kater Sylvester sein, jene »böse Miezekatze«, der es trotz zahlloser Versuche leider bis heute nicht gelungen ist, dem nervtötenden Kanarienvogel Tweety den Kopf abzubeißen.

[s] so viel/soviel

So viel wird nur dann in einem Wort geschrieben, wenn es sich um eine Konjunktion handelt und dasselbe bedeutet wie »soweit«: soviel/soweit ich weiß, ist keiner zu Hause; sie hat anscheinend großes Glück gehabt, soviel/soweit man uns erzählt hat.

In allen anderen Fällen wird »so viel« auseinander geschrieben:

- Ich hatte keine Ahnung, dass er so viel von mir wusste.
- Man sollte nur so viel mitnehmen, wie man selbst tragen kann.
- Das eine bedeutet so viel wie das andere.
- Mein Nachbar verdient doppelt so viel wie ich.

- Wir haben so viel gesehen, dass wir die Hälfte schon wieder vergessen haben.

[s] so was/sowas

»So was« wird in zwei Wörtern geschrieben, daran hat sich auch durch die Rechtschreibreform nichts geändert. Es handelt sich um die umgangssprachliche Verkürzung von »so etwas«. Der oft zitierte Ausruf des Erstaunens wird weder in einem Wort (»Nasowas«) noch in zwei Wörtern (»Na sowas«) geschrieben, sondern in drei Wörtern: »Na so was!«

[s] Stehende Ovation/Stehbeifall

Der englische Ausdruck »standing ovation« bedeutet stürmischer Beifall, Stehbeifall. Die Wiedergabe mit einem Partizip (stehend) kollidiert mit der deutschen Grammatik, denn stehend ist nicht der Beifall, sondern das Publikum.

[s] Stundenkilometer/Kilometer pro Stunde

Der Begriff Stundenkilometer ist eine umgangssprachliche Maßeinheit, die auf einem physikalischen Irrtum beruht. Es gibt nämlich kein Produkt aus Stunden und Kilometern, welches anzeigt, wie viel Stunden man für einen Kilometer benötigt. Korrekt sind die Angaben Kilometer pro Stunde, Kilometer in der Stunde, km/h oder auch Tempo.

[t] Teddys/Teddies Fremdwörter aus dem Englischen, die auf -y enden und im Englischen den Plural -ies haben, erhalten im Deutschen im Plural ein -s: Babys, Bobbys, Buggys, Gullys, Ladys, Ponys, Rowdys, Storys, Teddys. Aber: Caddies, Girlies, Hippies, Teenies, da hier bereits der Singular die Endung -ie hat.

[t] Temperaturen/Geschwindigkeiten

Temperaturen sind Wärmegrade, sie können hoch oder niedrig sein, aber nicht warm oder kalt. Wenn uns die Wettervorhersage für den Nachmittag »wärmere Temperaturen« verspricht, verstehen wir zwar, was gemeint ist, registrieren aber zu der gewohnten meteorologischen Ungenauigkeit noch eine semantische.

Entsprechendes gilt für Preise, sie können hoch oder niedrig sein, aber nicht teuer oder billig. Und Geschwindigkeiten können hoch oder niedrig sein, aber nicht schnell oder langsam.

[v] vergeblich/vergebens

Die Bedeutung ist dieselbe, doch gehören die beiden Wörter verschiedenen Wortgruppen an: vergeblich ist ein Adjektiv und kann gebeugt werden, vergebens ist ein Adverb und kann nicht gebeugt werden:

Der Versuch war vergeblich; ein vergeblicher Versuch; die Mühe war vergeblich; das war vergebliche Liebesmüh; er fragte vergebens; vergebens bettelte sie.

[v] vorprogrammiert/programmiert

»Vorprogrammiert« ist ein umgangssprachliches Blähwort, über das schon Heerscharen von Sprachpflegern hergefallen sind — vergebens, denn es wird immer munter weiter vor-programmiert. Dabei wissen nicht nur Programmierer: Man programmiert immer im Voraus, die Vorsilbe vor- ist daher pleonastisch, zu Deutsch: doppelt gemoppelt.

»Die Katastrophe war programmiert« – eine solche Erkenntnis ist schlimm genug, eine Vorprogrammierung würde nur die Buchstabenanzahl, nicht aber die Dramatik erhöhen. [—> proaktiv, neu renovieren]

[w] weiter reichend/weitreichender

Fügungen aus Adjektiv und Partizip wie »weit reichend«, »tiefgreifend«, »viel versprechend« können auf zwei Weisen gesteigert werden. Im Normalfall wird der erste Teil, also das Adjektiv, gesteigert. Die Getrennschreibung bleibt dabei bestehen: weiter reichend, am weitesten reichend; tiefer greifend, am tiefsten greifend; mehr versprechend, am meisten versprechend.

Da viele solcher Fügungen jedoch als feste Begriffe aufgefasst werden, ist es zulässig, sie auf dem zweiten Teil, dem Partizip, zu steigern. Allerdings muss dann Zusammenschreibung erfolgen: eine weitreichendere Maßnahme, der vielversprechendste Vorschlag, die tiefgreifendste Reform.

Dies funktioniert aber nicht immer. Das am höchsten industrialisierte Land kann nicht das hoch-industrialisierteste sein, und die am besten aussehende Kandidatin kann nicht als die gutaussehendste durchgehen.

[w] Worte/Wörter

Man spricht von »Wörtern«, wenn Wörter im eigentlichen Sinne, als kleinste grammatische Einheit eines Satzes, gemeint sind:

- Ein Satz besteht aus mehreren Wörtern.
- Viele englische Wörter sind mit deutschen Wörtern verwandt.
- Worterklärungen findet man in einem Wörterbuch, nicht in einem Wortebuch.
- Beim Scrabble legt man Wörter.
- Ein Computer fragt nach Passwörtern, nicht nach Passworten.
- Wörter können Zungenbrecher sein, sie können gebeugt, getrennt, gezählt und abgekürzt werden.

Man spricht von »Worten«, wenn damit Zitate, Redewendungen oder die ganze Sprache gemeint sind:

- »Ich bin ein Berliner«, »Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben« und »Karthago muss zerstört werden« sind große Worte berühmter Politiker.
- Mir fehlen die Worte, wenn ich nicht weiß, was ich sagen soll.
- Wer sprichwörtlich große Worte macht, der spuckt nur große Töne.
- Man gibt sein Ehrenwort, und wenn man es zweimal tut, dann sind es Ehrenworte, nicht Ehrenwörter.
- Die Mehrzahl von Sprichwort lautet unlogischerweise Sprichwörter, eigentlich müssten es Sprichworte sein.
- Worte können Pfeile sein, sie können verletzen, vernichten, sogar töten.

Um es auf eine Formel zu bringen: Wörter bestehen aus Buchstaben, Worte bestehen aus Gedanken.

[z] zeitgleich/gleichzeitig

»Zeitgleich« wird oft fälschlicherweise im Sinne von »gleichzeitig« gebraucht. »Zeitgleich« sagt nur etwas über die Dauer eines Ereignisses aus, nicht über den Zeitpunkt seines Eintritts. Wenn zwei Rennfahrer oder zwei Schiläufer zeitgleich im Ziel eintreffen, muss das nicht heißen, dass sie im gleichen Moment die Ziellinie passieren. Es heißt lediglich, dass sie für die Strecke exakt dieselbe Zeit benötigten. Dabei können sie durchaus zeitversetzt gestartet und ebenso zeitversetzt ins Ziel gekommen sein.

[z] zeitweise/zeitweilig

»Zeitweise« ist ein Adverb und kann nicht gebeugt werden. Vom attributiven Gebrauch ist daher abzuraten. Ein »zeitweiser Anstieg der Erwerbslosenzahlen« zeugt nicht nur von Problemen am Arbeitsmarkt, sondern auch

von mangelndem Sprachgefühl. In korrektem Deutsch heißt es: »ein zeitweiliger Anstieg«.

[z] zumindestens/zumeistens

Es gibt die Wörter zumindest und mindestens, die gleichbedeutend sind. Der Volksmund zieht die beiden im Übereifer gelegentlich zu einem »zumeistens« zusammen. Dieses Wort gibt es aber nicht. In der Grammatik nennt man eine solche unzulässige Wortkreuzung eine Kontamination. Dasselbe gilt für »zumeistens«: Es gibt zumeist und meistens, doch nicht »zumeistens«. [—> lohnenswert]

[z] Zyprer/Zyprioten

Die Bewohner der Insel Zypern werden heute meistens Zyprer genannt. Dabei spielt es keine Rolle, in welchem Teil der Insel sie leben, »Zyprer« sind sowohl die türkischstämmigen Bewohner im Nordteil als auch die griechischstämmigen Bewohner im Südteil der Insel. Die Bezeichnung »Zyprioten« gilt als veraltet.

Besonders schnörkelig klingende Ableitungen von Ländernamen (-esen, -assen, -ioten) geraten langsam aber sicher zugunsten der regelmäßigen Endung -er aus der Mode: Panamaer statt Panamesen; Ghanaer statt Ghanesen; Tibeter statt Tibetaner; Taiwaner statt Taiwanesen; Zyprer statt Zyprioten.

Diese Entwicklung wird vom Auswärtigen Amt gefördert; Ableitungen auf -er gelten generell als neutral und unbelastet. Die älteren Formen auf -esen, -ianer etc. stammen zum Teil aus der Kolonialzeit, manchen haftet der Ruch des Kolonialismus an, andere gelten schlicht als altmodisch.

Die Annahme, Zyprer seien alle Bewohner der Insel, während Zyprioten nur die Bewohner der Republik Zypern seien, ist falsch.

ENDE